



Inhalt: Der Winter ist da (mit Illustration). — Der Schuh, von Jeanne Marie von Gayette Georgens. — Frieda. Skizze von B. S. L. (Fortsetzung). — Blicke in die Pflanzenwelt. — Eine Prophezeiung vom Tag, doch nicht vom Abend (mit Illustration von Professor Haeblerlin). — Wer waren Octavio und Mar Piccolomini, und wer Thekla? — Creille Flüchtlinge. Erzählung von Emil Mario Sacano. Kapitel II. — Soldatenlieb, componirt von Richard Wüerst. — Nabel und Goethe, von Ed. Schmidt-Weissenfels. — Auflösungen des Rebus und Räthfels Seite 346. — Räthfel. — Correspondenz. — Notiz.

Der Winter ist da.

Der Schuh.

Von Jeanne Marie von Gayette Georgens.

1870!
Ein Park mit hohen, schönen Bäumen umgibt das Schloß, viele davon hat schon der Urahn des jetzigen Gutsherrn gepflanzt. Auch das Schloß selbst ist ein altes aber tüchtiges Gebäude mit breiten Treppen und langen Corridoren. Stattliche Zimmer, mit ebensoviel Pracht als Gediegenheit eingerichtet und geschmückt, alle zwar ein wenig düster, aber das macht: Der Winter ist da.

Im Speisesaal sitzt die Gutsherrschaft — Mann und Frau — beim Mittagmahl. Für zwei Menschen ist der Raum beinahe zu groß, und die Bedienung — außer dem Tafelbedienten zwei Diener in schwarzer Livree — zu zahlreich, das Service auf Tisch und Büffet beinahe zu verschwenderisch. Aber es ist keine Ostentation bei all' dem Prunk; um ihn vollends behaglich zu machen, fehlt freilich hin und wieder ein Auflachen, fehlt ein fröhliches Plaudern der Tafelnden ... Nichts wird gehört, als das beinahe lautlose Hin und Her der Bedienten, das leise Klirren des Geschirrs und das Knistern des Kaminfeuers, das seinen Widerschein auf den bunten Smyrnateppich, den weißgebedeten Tisch, das Silber und die Gesichter wirft.

Auch wird den köstlichen Gerichten und Weinen allzuwenig Ehre angethan.

Beim Dessert steht der alte Herr vom Tische auf, um einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Nachts und am Vormittag ist der erste Schnee gefallen; er bedeckt den Rasen, hängt in den Gebüsch und besetzt das tiefe Schwarz der feuchten Aeste und Stämme mit blendendweißen Flecken. Der Himmel lastet als eine schwere Decke von ungebrochenem Grau über der Landschaft.

„Darf ich dich begleiten, Heinrich?“ fragt die Dame, die jetzt ebenfalls sich erhoben hat und zu ihrem Gatten tritt. Sie ist wie dieser in Trauer gekleidet.

„Gewiß, ich bitte Dich darum, beste Alma ...“

Wenige Minuten später geht das Paar, Arm in Arm, durch die lange Zimmerreihe. Einmal, da sie einem schönen Delgemälde, dem Portrait eines jungen, hübschen, munter blickenden Offiziers vorüberschreiten, zuckt der Arm der alten Dame, und sie senkt, ohne übrigens die müd gesenkten Wimpern aufzuschlagen. Das Portrait ist das des einzigen Sohns, des Erben eines edelsten Namens und großen Besitzes ... Am glänzenden Rahmen des Bildes, zwischen den Zacken des Familienwappens, hängt ein Lorbeerkranz mit einer langen Schleife schwarzen Floss ...

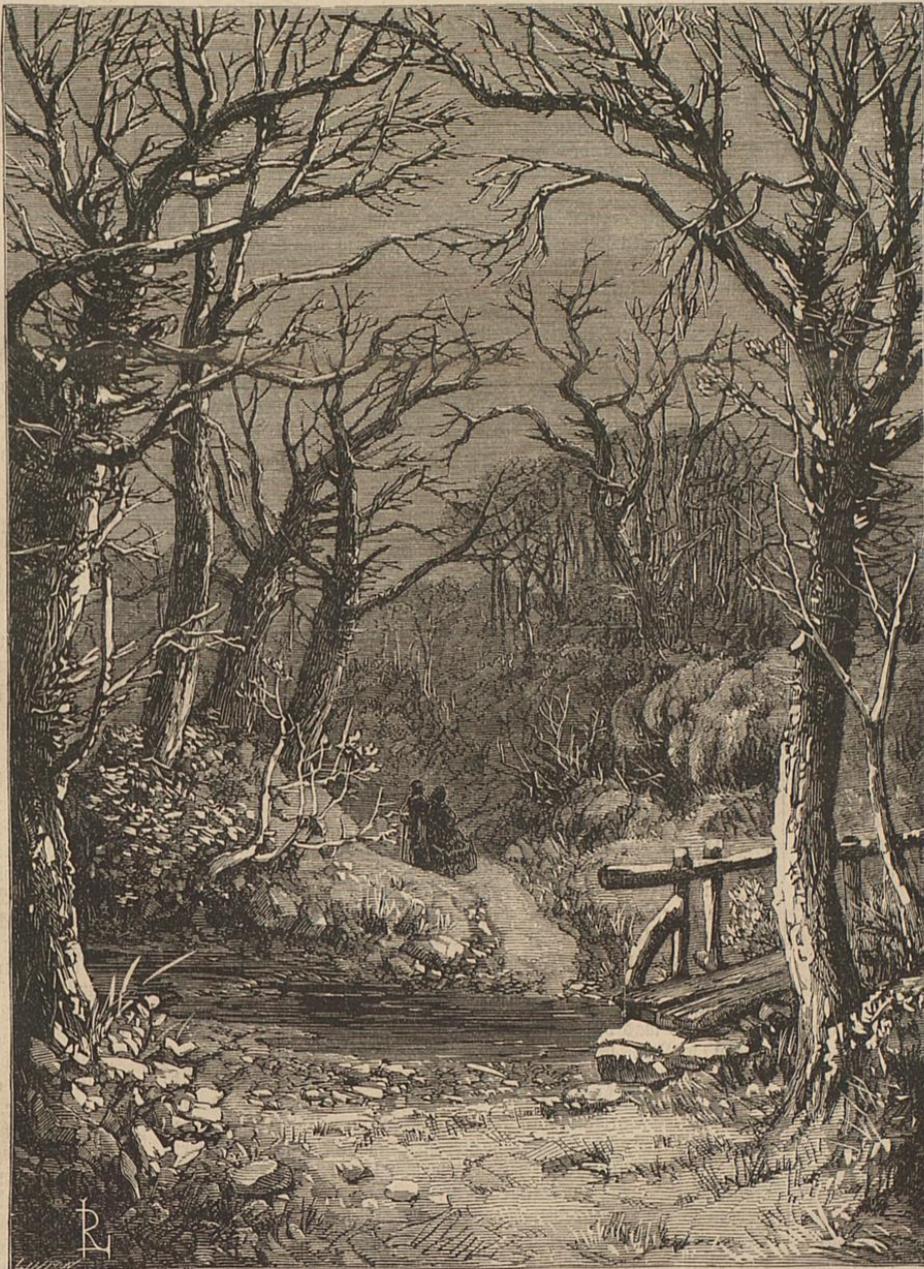
Das Paar geht die Treppe hinab, schweigend, gedankenverloren. Wo Dienstleute zufällig beisammen stehen, treten dieselben ehrfurchtsvoll zurück und sehen Beiden dann nach mit vielsagendem Blick. Eine alte Magd wischt sich die Augen ...

Jene aber wandern ins Freie, er mit dem festen Schritt eines Soldaten, den Stock tactmäßig hebend und niederstoßend, sie fest an seine Seite sich schmiegend ...

Sie gehen den einjamen Weg zwischen blumenlosen Beeten, zerzausten Hecken, über den halb schon erstarrten Bach. Immer schweigend, Jedes für sich, und, ach, doch Beide in gemeinsamen Gedanken. Nur ein Mal spricht die Dame:

„Wie Alles so schnell sich verändert hat! Als ich zum letzten Mal mit unserm Alfred hier ging, war Alles noch licht und grün.“ Sie hat den Schleier herabgelassen, aber ihr Begleiter weiß, daß jetzt Thränen in ihren Augen stehen.

„Ja,“ sagt er trüb und leise, „ja, liebe Alma, der Winter ist da ...“



Der Winter ist da.

Culturbestrebungen, Entdeckungen und Erfindungen, Verbesserungen des Materials, der Instrumente und Werkzeuge. Ebenso viele Wandlungen, wie die Form und der Stoff, macht die Bezeichnung der Sache durch.

Aus dem ursprünglichen sko (dem Umschließenden und zu umschließen ist ja des Schuhs eigentliche Bestimmung) wurde das englische shoe, das französische soulier und das deutsche Schuh, in oberdeutschen hauchenden Mundarten Schuch oder Geschuche; denn wenn auch ein einiges Deutschland, so doch kein einiges Deutsch.

Die Gelehrten sind indeß noch nicht einig über die Ent-

stehung des Wortes Schuh; die einen wollen es von dem lateinischen soccus, die anderen von dem alten skya, aus welchem das englische skin (Haut) geworden, entflammen lassen, und der Schustergerelle Chrysothomus, der an seine „Gelübde steh Barbar ha!“ schrieb und der sich: „Gries, Saufe, Thee, Muß, Schuh, Stärke, Seele“ unterschrieb, auch „anbei ein Paar Pünich-Uhu“ auf der Adresse vermerkte, kümmerte sich um alle gelehrten Forschungen nicht und bildete sich seine eigene Orthographie, alle etymologischen Folgerungen verschmähend.

Der menschliche Fuß, ohne Hufe und Hornhäute, bedurfte einer Unterlage, die zarte Haut der Sohle der schützenden Doppelhaut, und die Erfindung — noch in ihrer Kindheit — schälte die Rinde vom Baum, zog dem gefangenen oder mit Steinwürfen erlegten Thiere das Fell ab und widelte sich ein Stück davon um die Füße, um diese vor den unmittelbaren Verührungen mit dem glühenden Sand der Wüste, dem spitzen Gestein des felsigen Bodens, dem Schlamm eines Morastes, kurz, vor allen unangenehmen und gefährlichen Zusammenstößen zu bewahren.

Was so nahe mit der Empfindung zusammenhängt, spornt den Geist zum Nachdenken; so wurde denn auch nächst der mit Gras und Fellriemen angebundnen Sandale des Hottentotten der Schnürstiefel oder Beutelschuh erfunden, aus einem Stück Fell bestehend, welches über die Sohle beträchtlich hinausstand und rings herum mit Öchern versehen war; indem man durch diese einen Riemen zog und mit demselben das Fell an die Fußknöchel festband, hatte man also ein Schuh-Ansehen gewonnen.

Welch ein Fortschritt in der Cultur! Man hatte Schuhe, die „anzuziehen“ waren. Eine zweite ähnliche Art Schuhe wurde aus viereckigen Stücken Fell gemacht, deren Ecken vorn und hinten zusammengeknüpft und über dem Fußblatt festgebunden wurden; was einige Bequemlichkeit bot.

In der Urschuhzeit „drückte“ noch Niemand der Schuh, weder figurlich noch in facto, denn die Fußsäcke der uncivilisirten Menschheit schlotterten eher an den Füßen, als daß sie diese zwängten; das Zusammenpressen der Fehen brachte erst die Civilisation und Mode, kam mit den „chinesischen“ Schönheitsbegriffen, und wenn wir die Wahl haben zwischen den hölzernen Schuhen von sechs Zoll Länge, welche die chinesischen Kinder Tag und Nacht an den Füßen haben müssen, damit diese nicht über das Maß hinaus wachsen, und den Bärlätschen aus Kälberhaaren und Bindfaden geflochten oder den Trottschuhen aus Rauchsfell, so entscheiden wir uns doch immer lieber für letztere; abgesehen davon, daß nur das Proportionale wirklich schön ist, und ein unverhältnißmäßig kleiner Fuß ebenso häßlich wie ein zu großer, ein durch drückende Schuhe erzeugter trippelnder, unsicherer Gang ebenso unangenehm wie ein schleppender in zu weitem Fußwerk.

Auf freiem Fuße will der Mensch nicht bloß leben, auch gehen, das heißt, der Fuß muß sich frei fühlen in seiner Umschließung, und in dieser Beziehung hat das Sprichwort Sorge und still getragene Noth mit dem Schuhdruck identifizirt: beide beeinträchtigen uns in der Freiheit des Denkens und Fühlens.

Die classische Menschheit wußte sich diesen freien Standpunkt in ihren Schnürsandalen zu sichern; sie unterlegte den Fuß mit leichter Sohle, die selbst bis zur Höhe des Kothurns getrieben niemals schwerfölig und ungeschlacht wurde, wie der benagelte Hufeisenschuh des Nordländers und selbst der Nordländerin, die in der Unverwundlichkeit ihrer Schuhe deren größten Zauber finden.

Anderd die südliche Natur und vor allen anderen Nationen die dem Schönen dienenden Italiener und Orientalen. Eine

Sandale aus der alten Römerzeit ist das Ideal edler Fußbekleidung, sie gestattet den Fehen freie Bewegung und gibt dem Fuße Halt durch das künstlich geschlungene Bänderwerk oder Riemenzeug aus weichem Leder. Wahrhaft bis zur Vollendung war die römische Schnürsohle in ihrer kunstvollen Entwicklung gebracht. Reizende Gebilde waren durch das Zusammengreifen der mit Gold gestickten, mit Perlen und Juwelen besetzten Bänder gegeben, die sich bis zur halben Wade emporwanden und eine Art durchbrochener Gamaschenstiefel der Form nach zeigten.

Doch nicht allein, daß der Fuß sich unbeeengt fühlte, daß ihn die Luft umspielen durfte, er nicht, eingezwängt in Kautschuk oder Lack, von allem Luftzutritt abgeschlossen war, wie die Füße unserer Hypercivilisirten, man wechselte auch häufig mit den Sandalen und vertauschte sie mit anderen, um den leiseften Druck, die geringste Reibung, welche hier und da ein Riemenchen verursacht, so rasch wie möglich wieder zu beseitigen. Zu diesem Zweck hatten die vornehmen römischen Damen Sandalen in Futteralen — einer Art Schmuckkästchen — welche ihnen ihre Sclavinnen bei Spaziergängen nachtrugen.

Wie empfehlenswerth zum Wohlbefinden der Füße ein häufiger Schuhwechsel ist, leuchtet Jedermann ein, aber wer denkt bei unseren Landpartien, Wälden und ähnlichen Gelegenheiten, bei denen der Fuß ungewöhnlich angestrengt wird, daran, mehr, als das eine Paar Schuhe, nämlich das an den Füßen, mitzunehmen? Nein, man quält sich lieber mit zerriebenen Fersen und schmerzenden Fehen und läßt sich durch seine Schuhe das Vergnügen, das man ohne den Schuhzwang genießen könnte, auf das ärgste verbittern.

So weit geht die Pressfreiheit in der Schuhcoquetterie, und die, welche sich ihr unterwerfen, begreifen nicht, daß die Schönheitsbeobachtungen an den Füßen in ganz anderen Dingen bestehen, als in knappen Schuhen. Einstweilen nur der gute Rath, das Fußwerk so oft wie möglich zu wechseln und eine Schusterei als unentbehrliches Requisite unter die Toilettenbedürfnisse, welche die Gesundheitsregeln vorschreiben, aufnehmen zu wollen.

Schuhe mit Kreuzbändern trägt man nicht mehr; warum nicht, weiß Niemand zu sagen, denn sie gewähren zum Theil, was die Gesundheit erheischt, und kleiden dem kleinen Fuße sehr gut, der leicht in dieselben hinein und wieder aus denselben heraus und in andere schlüpfen kann, da, wenn ein Schuhband daran reißt, man den Schuh zum Wechseln bei sich führt.

Freilich, Stiefel mit Klößen unter der Ferse würden sich in einem leichten seidenen, gestickten oder gefärbten Schuhbeutel nicht aufbewahren lassen; wozu aber noch diese Fußklappen ferner tragen, die keinen anderen Zweck haben, als die Kleinen etwas zu erhöhen, zugleich aber auch beim Gange viel Lärm um Nichts machen? Frauenschuhe mit hohen Absätzen, wenn nicht zu ganz bestimmten touristischen Zwecken an die Füße geschnallt, sind unschön, sind belästigend und widerwärtig, und wenn sie die Mode jetzt in hohe Gunst gebracht hat, so ist vorauszuweisen, daß man sie demnächst nur um so abscheulicher finden werde. Dies war schon einmal der Fall, als die vornehmen Ladies, welche die Mode den Italienerinnen nachgemacht hatten, mit ihren hohen Hacken zwischen den Steinen des Londoner Pflasters stecken geblieben und hingefallen waren. Seitdem fand man es höchst ungentheel, Absätze an den Schuhen zu haben. Keine aristokratische Dame trug noch dergleichen; weder rothe, gelbe, grüne noch vergoldete Absätze sah man mehr an den Frauenschuhen.

Sollte man es doch kaum glauben, daß auf dem classischen Boden Italiens, wo der Soccus und Kothurn — letzterer nur für die Heldenchauspieler der Bühne — entstanden, auch die sogenannten Stöckelschuhe zuerst aufkamen? Doch in der That waren es die Altvenetianerinnen, die auf den Einfall geriethen, über die feuchten Steine der Lagunenstadt mit Stelzschuhen zu schreiten. Die Folge davon war, daß sie in den häufig durch Brücken und Treppen unterbrochenen Gassen nicht einen Schritt allein zu machen im Stande waren, und daß die cavalieri serventi ihnen den Arm reichen mußten, um sie zu führen, woher denn auch heute noch die Sitte des Geführtwerdens der Damen von Herren, besonders in England, sich erhalten hat, trotz des weiblichen Feldrufes: „Wir wollen uns auf unsere eigenen Füße stellen.“

Das Verlangen, größer zu sein, als man von Natur ist, hat schon zu so manchen Thorheiten geführt, und wir unterjuchen hier nicht, welche die lächerlichste von allen war, die lebensgefährlichste ist der Stelzschuh. Wer will überdem noch den Charakter aus dem Gange bei Stöckelschuhen erkennen? Wahrlich, alle Physiognomik, die auf dem Fuße fußt, wird damit zu Schanden gemacht. Und dazu noch der gegenwärtig moderne Schleifen- und Myrthenstrauhaufbau, letzterer bei Brautschuhen, auf dem Fußblatt, das steil zur Spitze hinab geht. Wer will die Reize des Fußes darunter noch erkennen? sie sind versteckt unter einem Gethürm von Bändern, die sich zwecklos unter der langen Kleidung verbergen oder unschön hervordrängen. Was soll dieser Ueberfluß an Band und Blumen? Die Myrthe an den Füßen will uns nicht gefallen; sie erscheint wie ein zerkauster Brautkranz, welcher der Braut vom Haupte gefallen, und dessen Ueberreste man in den Schuhen angebracht.

Allerdings nimmt der Schuh eine nicht unbedeutende Stelle im Reiche der Liebe oder, sagen wir lieber, der Minne ein, denn die Beziehungen, in welche man die Fußbekleidung zu den Gefühlen des Herzens gebracht hat, sind mehr mittelalterlicher, als moderner Art; zu jener Zeit machte man überhaupt die Kleidung oder vielmehr einzelne Stücke derselben häufiger zu Gegenständen der Anbetung und Liebeszärtlichkeit, als heute; außerdem müssen wir aber auch zugeben, daß die zierlichen gestickten Schuhe dem Liebestrunkenen einladender erscheinen mußten, zum Beispiel, wie es der Pole wohl thut, daraus auf das Wohl seiner Herzenskönigin zu trinken.

Unsere mit hohen Absätzen und riesigen Schleifen versehenen Damenschuhe gleich einem Champagnerglase an die Lippen zu setzen, fällt sicherlich keinem Ritter ein, viel eher noch würde ihm der Gedanke kommen, sich daraus einen Stiefel zu trinken, und er an die Sitte des cursirenden Stiefelpocals bei Trinkgelagen gemahnt werden.

Ebenso wenig dürfte es einem Ritter unserer Zeit in den Sinn kommen, ein Paar dergleichen Frauenstöckelschuhe seinem Wappenschilder zur Fierde zu geben, wie uns ein solches aus früheren Jahrhunderten mit ein Paar weißen Atlaschuhlein darauf und der Unterschrift „Nihil ad rem“ bewahrt ist. Nicht bloß würde die Furcht, sich durch solche Fußverehrung seiner Schönen lächerlich zu machen, ihn davon abhalten, auch die Schusterarbeit selbst ihm dazu nicht aufsteht.

Ein alter scandinavischer Spruch lautet: „Niemand schäme sich seiner Schuhe, wenn sie auch schlecht sind.“ Das dürfte in

unserer Zeit also zu variiren sein: „Jedermann schäme sich seiner Schuhe, wenn sie unpraktisch, ungesund und unschön sind.“

Kleine Füße absichtlich unförmlich zu machen, streitet so wie so gegen allen gesunden Menschenverstand. Der Fuß wird bei allen Fußbekleidungen nur dann verschönt, wenn seine natürliche Form durch die Bekleidung vortheilhaft zu Tage tritt, was ebenjowohl in Morgenschuhen, Ballschuhen oder Ueberschuhen der Fall sein kann. Freilich an die so viel getragenen, doch nur die Klumpfußgestalt herstellenden Gummischuhe dürfen wir dabei nicht denken, die noch dazu ein gesundheitschädlicher Ballast an den Füßen sind. Auch nicht an jene papageienbunten in Canevas gestickten Schuhe, die den Fuß des vernünftigen Menschen zum Hanswurftfuß machen, auf welchem Katzen- und Hundeköpfe, Thierschwänze, Tabakspfeifen und Keitpeitschen ihren Spul treiben, auch nicht an die mit Kautschukleisten versehenen Gamaschenstiefel, welche die Füße ohne Gliederung wie ein Paar schwarz angestrichene Holzleisten erscheinen lassen. Vielmehr gilt es, dem Fuß diejenige Musterung in Steppverzierung oder wie sonst zu geben, welche die zierliche Form eines Fußes noch zierlicher erscheinen läßt, die Plumpheit der plumpen mildert.

Ein hohes gewölbtes „Blatt“, das die Schönheit eines Fußes bedingt, wird nicht verschönt durch kolossale Schleifen, sondern durch eine feine Schürung mit farbigen Bändern, durch kleine Rosetten da, wo das Geschnür beginnt, oder durch ein feines Geflecht, das den Schuh gleichsam in einem zarten Netz zeigt, immer aber der eigentlichen oder individuellen Fußbildung, dem Bau des Fußes angemessen. Denn wie uniform auch eine große Anzahl von Schuhen in einem Schuhladen auszu sehen mag, jedes dieser Paare, und von diesen wieder jeder einzelne Schuh, auch nur kurze Zeit getragen, gewinnt ein typisches Aussehen, wodurch einer vom andern sich unterscheidet. Das scharfsehende und für physiologische Merkmale gebildete Auge gewahrt dergleichen kleine Abweichungen an den Füßen sogleich, dem Maß nehmenden Schuster dürften sie ebenfalls nicht entgehen, und die Wahrnehmung ihm nicht bloß dazu dienen, für jeden Fuß den besonderen, ihm allein zukommenden und gut sitzenden Schuh zu machen, sondern auch die Verzerrungen daran der Eigenthümlichkeit des Baues anzupassen.

Die erste Forderung, die man an einen schönen Fuß stellt, ist wie gesagt das gewölbte Fußblatt, wodurch eine kleine Höhlung unter der Sohle entsteht, die ächter Schönheit gemäß Raum genug bieten soll, um einen Reizig darin bergen zu können.

Die also gehöhlte Sohle bildet den entschiedenen Gegensatz zu dem Plattfuß des Negeles, der, wie die Sage von ihm geht, mit der Mitte der Sohle, statt mit dem Ballen, ein Loch in den Boden drückt. Bei den heutigen hohen Stiefelabsätzen der Damen wird die kleine natürliche Höhlung zu einem großen Loch, durch welches Matten und Mäuse gefahrlos hin- und herlaufen könnten. Der Gang wird dadurch breitbeinig und gespreizt, und die Gestalt, statt leise und anmuthig zu gleiten, stolpert und poltert in herausfordernder Weise durch die Zimmer und über das Steinpflaster. Es ist unbegreiflich, wie bei unserer heutigen großen Nervenreizbarkeit das zarte Geschlecht, aber auch selbst wie die Männer ein solches Stiefelaufreten der Frau im Hause auszuhalten vermögen.

Es gab einmal einen jungen Ehemann, der durch das Herumschlurren seiner Frau in Pantoffeln so unbehaglich aufgeregt wurde, daß er aus dem Zimmer eilte, in dem das Weibchen herumslurrte, und sich in seine Arbeitsstube einschloß; nicht minder dürften unserer Ansicht nach die tapferen weiblichen Tritte mit den Stiefelabsätzen die Ruhe und den Frieden des Hauses stören, denn eine erste Anmuthsbedingung bei allem weiblichen Thun ist das Leisesein.

Früher donnerten zelotische Strafprediger von ihren Kanzeln, wie über so manchen andern, auch über den Schuhluxus ihr Anathema hernieder. Bald sollte Niemand mehr rothe oder bunte Schuhe tragen, dann wieder sollten keine Diamanten und Perlen daran zu erbliden sein, die großen Schnallen boten ein eben solches Aergerniß wie die kleinen Spiegel auf dem Schuhblatt, in welcher letzteren sich besonders die geistlichen Narzisse zu beschauen liebten; heute würde vielleicht ein bei der Damenwelt beliebter Prediger risquieren, seine Beliebtheit zu verlieren, wenn er die Stöckelschuhe als untauglich für das praktische und als störend für das Nervenleben in den Bann thun wollte.

Die sabots oder Holzpantoffeln haben ihre specielle Bestimmung an den Füßen der Stallmägde zu erfüllen, der Frauenschuh, nach dem sogar eine zarte Pflanze benannt ist, kann des Holzgerien entrathen und selbst bei hohen Sohlen an Ueberschuhen sich durch Korkeinlage die Last leicht machen. Wenn der Mann in Weiberschuh schleicht, und die Frau in Reiterstiefeln einherstolzirt, dann liegt und steht im Hause sicherlich das Unterste zu oberst.

Gegen Alles, was den Fuß reibt, drückt und zwiekt, sollten indeß nicht bloß die Herren von der Kanzel, sondern auch die Herren Aerzte donnern und sich mit den Schuhmachern, wie es in einzelnen Fällen bereits geschehen, in eine Art geschäftliche Verbindung setzen. Dergleichen Verbindungen von Männern der Wissenschaft und des Handwerks würden reiche Früchte tragen, und letzteres dann wirklich einen goldenen Boden haben.

Verschiedene Gelehrte haben sich die Sache angelegen sein lassen, und was vor hundert Jahren schon Dr. Camper ausgeführt wissen wollte, bringt neuerdings Professor Toyneer zu Anregung und Ausführung. Er empfiehlt, die Füße in Gyps abgießen und nach diesen Abgüssen die Schuhe beim Schuster machen zu lassen. Er verlangt außerdem eine sorgsame Behandlung des Fußes, Bäder, häufigen Schuhwechsel, Schuhe mit Luftlöchern, nicht zu stark zugespitzte Schuhe, welche letztere die Fehen übereinander drängen, sondern eine mehr stumpfe Schuhspitze. Die Herren Professoren reden jedoch in den Wind, so lange sie die Mode nicht machen können. Aber wir stehen, so scheint es, an den Marken der Modetheorien und der großen Krankheiten aller Art, welche die Bekleidungen vom Scheitel bis zur Sohle im Gefolge haben. Als eine Narrheit wird allerdings immer erst die überwindene, nicht die noch in voller Blüthe stehende Unsinnsmode betrachtet.

Vor Jahrhunderten schon steht in Büchern geschrieben, daß man „bey Menschengedächtniß spitze Schuh mit langen Schnäbeln trug, kleine, enge, kurze Kleider und Rappen mit Zotten, daß aber jetzt alles anders und umböhrt, weyt, groß die schucht breyt maulecht.“ Schnäbel allerdings gibt es heut nicht an den Schuhen, auch nicht emporgebogene Spitzen, die von Dr. Camper zum Schutz gegen die Steine des Anstoszes empfohlen werden, es ist auch nicht Mode, wie ehemals einmal, mit einem kurzen und einem langen, einem grünen und einem gelben Schuh herumzugehen, aber ein Paar schnäbelnde Täubchen dürften wir

bald zwischen den Myrthensträußen auf den Hochzeitschuhen haben vielleicht würde der Tritt dadurch um so bedeutsamer, den die Braut bei der kirchlichen Trauung dem Bräutigam mit der rechten auf den linken Fuß geben soll, um Herrschaft über ihren künftigen Herrn zu gewinnen.

Die allegorische Decoration war von jeher auf den Schuhen Mode, von dem goldenen C. auf den Schuhen der römischen Senatoren (vom Centus) bis zu dem goldgestickten Kreuz auf dem Papstpantoffel, und schnäbelnde Täubchen in Wolle und Seide, Perlen und Chenille gestickt, als moderne Schnäbelschuhe — warum sollten sie auf Brautschuhen nicht ihren Platz ebenso haben wie die auseinandergerissenen Fuchsbälge auf Jägerpantoffeln? Aber ohne im entferntesten Straf- und Sittenprediger sein zu wollen, sagen wir gewiß nicht zu viel, wenn wir den sehr lächerlich gemachten Schnäbelschuhen, die sich in der Zeit der Schnäbelmanie herab verlängerten, daß ihre Spitzen Ketten gelegt werden mußten, doch noch den Vorzug vor Bajazzo-Canevaschuhen geben, mit denen man die Geburtagstags-, Weihnacht- und Schulausstellungsschuhe deckt, um Zeugniß des Fleißes und der Geschicklichkeit von zarten weiblichen Händen darzulegen.

Man erzählt von einem gedankenlosen Hausdiener, der seiner Herrn einen hohen und einen niedrigen Stiefel zum Anziehen brachte, verwundert darüber, daß auf dem Schuhregal noch gerade ein solches ungleiches Paar stünde. Der Mode ist aber solche Unzusammengehörigkeit ganz und gar nicht verwunderlich, ebenjowenig wie jener Bilderrührer aus der Arche Noah.

„Umgekehrt wird ein Schuh draus,“ heißt es im Sprichwort und dieses Umgekehrt bezieht sich auf das Technische bei der Arbeit der dreimal genähten Schuhe, welche, auch unter der Bezeichnung escarpins retournés bekannt, auf der rechten Seite genäht und dann wieder nach innen gewendet wurden. Kehrt man die Woll- und Perlenbilderschuhe um und macht das einfache Futter zum Oberzeug, so würden dadurch erst ein Paar anständige Schuhe entstehen, denn der Fuß soll nicht schreiend aufgezupft und angequält sein. Die Unschuldlichkeit der tafelsauben Schuhe empfindet Jeder, der darin von einem Besuchenden überrascht wird; er muß sie zu verbergen und entschuldigt sich mit der Redensart: „er ist nicht angezogen.“ Auf bessere Weise kann Niemand Etwas in die Schuhe gehoben werden, als wenn man ihm den grellen Bilderrahmen hineingibt. Wie einfach und zierlich mit Blumen und Perlen besetzten deutschen Künstler nicht Zeichnungen für den Schuh schmuck zu entwerfen. Wir werden in einer der nächsten Bazarnummern den Hochzeitschuh der Margarethe Bülkerin, den türkischen Frauenschuh, den deutschen Lederchuh aus dem vorigen Jahrhundert bringen, um zu zeigen, wie man in geschmackvoller Weise Schuhe zu besticken hat. In anderer Beziehung können wir von den Byzantinern die Lederornamentik, durch deren Anfertigung sich die slavischen und orientalischen Schuhkünstler auszeichnen, studiren, ihre Farbenzusammenstellung, die Anwendung von Gold und Silber. Namentlich leisteten die Tschertessen Tartaren und Perser darin Vorzügliches.

(Schluß folgt.)

Frieda.

Eine Skizze von V. H. K.
(Fortsetzung.)

Einige Tage nach der geschilderten Begebenheit wanderte ich durch die winterlichen Straßen der Residenz nach dem katholischen Krankenhause. Wenn schon die Stellung meines Mannes als Arzt am Theater mich mit Theilnahme für die Mitglieder desselbe erfüllte, so war ich ihnen doch nur ausnahmsweise persönlich nahe getreten und kannte auch Frieda nur von Ansehen.

Jetzt aber hatten ihr Unglück, sowie die Sorgfalt und aufernde Hingabe, welche mein Mann ihrer Errettung widmete, mein Interesse in dem Grade erweckt, daß auch ich ihr meine Pflege und Ermutigung so viel als möglich angedeihen lassen wollte. So eilte ich denn an ihr Schmerzenslager. Von meinem Mann hatte ich erfahren, daß Frieda die Tochter eines vor mehreren Jahren verstorbenen Schlossers sei und im Ballet sich durch ihr bescheidenes Wesen, ihren unermüdblichen Fleiß, ihr tadelloses sittliches Betragen auszeichne. Das Mädchen war seit dem Tode ihres Vaters die Ernährerin der ganzen Familie gewesen, ob dafür Dank, ja selbst nur liebevolle Behandlung zu ernten. Die Mutter war eine Frau von niedriger Denkart. Indessen, Frieda hatte den Religionsunterricht eines ächt christlich gesinnten Geistlichen genossen. Ihr kindlich warm fühlendes, unbewußt nach einem sittlichen Ideale strebendes Gemüth erschloß sich dem würdigen Manne mit aller Liebesbedürftigkeit eines unbefriedigten durch das wüste Treiben daheim angewiderten und in sich selbst zurückgeschreckten Herzens. Der edle Bering gehörte zu den seltenen, gar nicht hoch genug zu stellenden Seelsorgern, denen das Christenthum die höchste Offenbarung der göttlichen Liebe ist; er war ein ächter Jünger des Herrn. Anstatt das Kind aus Standesvorurtheile hin vor seinem Berufe zu warnen, wies er es auf die hohe Aufgabe, durch pflichttreue Hingebung die einmal erwählte Lebensstellung zu adeln und der Welt durch tadellose Wandel zu beweisen, daß man überall und in jeder Lage sein Bestimmung erfüllen könne, wenn man nur Gott in Wahrheit im Herzen trage. Mit frommer Bewunderung lauschte Frieda den Worten des hochverehrten Mannes. Tief in sich gesammelt, heilig ergriffen pflegte sie stets aus der Confirmationstage in ihrer traurigen Wohnung zurückzuführen. Mochte dann die Mutter schelten, der Bruder fluchen, und Lotty, die jüngere Schwester, mit Neid und Mißgunst von ihrer groben Haubarbeit auf die Schwester blicken, die ihr als die Bevorzugte erschien — Frieda hatte für all das nur Mitleid und sanfte Unterordnung. Um eines lobenden Wortes, einer trostvollen Ermahnung ihres geliebten Lehrers willen trug sie Jenes gern und hätte freudig noch viel mehr ertragen können. Ihm verschwieg sie Nichts, und dieses väterlichen Freundes Zuneigung einzubüßen, wäre ihr schrecklicher, als jede sonstige Strafe gewesen.

Aber noch einen zweiten Schutzengel sandte ihr die Vorsehung den Talisman einer früh entkeimten, ächten und tief empfundenen Neigung. Sie galt Anton Breitfeld, einem jungen, tüchtigen Kaufmann aus ehrbarer Familie, dessen Eltern in der Nachbarstadt wohnten, und mit welchem Frieda schon als Kind gespielt hatte. Aus der knabenhaften Bewunderung für das artige kleine Mädchen mit den schönen Augen und anmuthvollen Bewegungen wurde Liebe zu der herrlich Erblühten. An Widerwärtigkeiten, welche wie es zu geschehen pflegt, die Liebe mehrten, festigte es den Weiden

nicht. Anton's Eltern, schlichte Bürgerleute, gewahrten die Meinung des Sohnes für das Kind der überleberrichteten Familie, die Tängerin mit Schrecken und legen ihr alle möglichen Hindernisse in den Weg. Selbst eine mehrjährige Trennung vermochte die Herzensbände zwischen Anton und Frieda nicht zu lockern, und so brach sich endlich der Widerstand der alten Breitfelde an des Sohnes unerschütterlicher Treue. Auf sein Gelübniß, bis zum Erlangen einer gesicherten Stellung mit der Hochzeit zu warten und dann die zukünftige Schwiegertochter sofort und für immer der Bühne zu entziehen, hatte die Verlobung endlich im vergangen Sommer stattgefunden. Das junge Paar schwelgte in Glück — da ereignete sich der entsetzliche Unfall, dessen wahrscheinliche Folgen all' die lichten Zukunftsträume zu zerstören drohten. Um mich persönlich von der Möglichkeit einer anderen Schicksalswendung zu überzeugen und eine solche brünstig von dem Lenker aller Dinge herab ersiehend, stand ich an der Eingangsthüre des katholischen Krankenhauses.

„Sie werden Zutritt erlangen, es geht merkwürdig besser seit gestern,“ redete mich der Theater-Inspector Albert an, der sich eben nach dem Befinden des armen Mädchens erkundigt hatte. Mit einem Seufzer der Erleichterung betrat ich, zum ersten Male seit deren Erbauung, die Vorhalle der berühmten Heilanstalt, welche sich den Leidenden aller Confessionen mit ächtem Samariterstreben bereitwillig und unablässig öffnet.

Die Wirkungen der Eindrücke, welche wir empfangen, sind meistens von den Stimmungen abhängig, welche in unserem Seelenleben gerade die vorherrschenden sind. Dieses voll zu empfinden, lehrte mich erneut die inmitten der Halle unter grünen Palmen und Cypressen aufgerichtete kreuztragende Christusgestalt. So lange ich denken konnte, hatte gerade diese Darstellung des Erlösers stets ihre geheimnißvoll ergreifende Macht über mich geübt. Dennoch meinte ich sie heute zum ersten Male wahrzunehmen und zu verstehen. Wie gebannt blieb ich in ihren Anblick versunken und hob das Auge von dem Dulderantlitz nur, um die Worte zu lesen, welche in goldenen Lettern über der Nische standen: „Weilet einen Augenblick Alle, die Ihr hier vorübergeht, und sehet zu, ob es einen Schmerz gibt, der größer ist, als der meine?“ Unwillkürlich beugte ich meine Kniee, als leise Tritte und das Rauschen eines Gewandes meine Umbrachtung unterbrachen. Eine Carmeliterin hieß mich mit sanfter Stimme folgen, nachdem ich ihr meinen Wunsch, Frieda zu sehen, ausgeprochen hatte.

Wir schritten lautlos durch die Corridore, in welche die Krankenzimmer mündeten. An der Schwelle einer dieser vielen Thüren blieb meine Begleiterin einige Secunden lang lauschend stehen. Dann wendete sie ihr liebes, frommes Gesicht voll zu mir: „Zeigen Sie es dem armen Mädchen nicht, wenn Sie dieselbe sehr verändert finden sollten,“ flüsterte sie. „Ihre Leiden sind groß, aber ihre Standhaftigkeit und Geduld ist größer noch. Und nun lassen Sie uns eintreten.“

So sprechend führte mich Schwester Camilla, wie Frieda die Carmeliterin nannte, von dem breiten Corridore in das sauberste Krankengemach, das ich jemals kennen gelernt hatte. Die hellen Gardinen, die lichtgrauen Wände, die einfachen, aber zweckmäßigen Möbel — Alles athmete ein friedliches Behagen, welches allein schon das Leiden mildern muß. An der linken Wand stand das Schmerzenslager. War es der Widerschein der Schneelandschaft draußen oder das weiße Linnen, das die Kranke bis unter das Kinn bedeckte — ihr Gesicht machte einen geisterhaften Eindruck auf mich. Fragend schauten die großen Augen mich an, so bald ich dem Lager mich näherte. „Frau Doctor Bernhard, die Frau Ihres Arztes, welche Sie zu besuchen kommt,“ sagte die Carmeliterin. Ein freundiger Ausdruck glitt über das Antlitz der Armen. „O, wie gut!“ sagte sie leise. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Ich fühle mich besser seit gestern und spreche gern ein wenig. Die Zeit schleicht doch sehr langsam, wenn man große Qual erduldet.“ — Schwester Camilla hatte mir einen Stuhl an das Bett gestellt und entfernte sich. — Mit kaum zu bekämpfender Mühsal blickte ich auf das feine, abgemagerte Gesichtchen, mit dem dunklen Flechtenranze auf der reinen Stirn und dem wunderbaren Ausdruck von Schmerz und Verklärung in jedem Zuge. War dies dasselbe Wesen, welches ich noch vor kaum zwei Wochen in einem der beliebtesten Ballets als Rosenfee gesehen und über dessen Jugendfrische und Fülle ich mich gefreut und verwundert hatte? Es schien kaum glaublich. „Es ist sehr freundlich, daß Sie mich aufsuchen, Frau Doctor Bernhard, doch habe ich es nach aller Theilnahme, die mir Ihr Herr Gemahl angedeihen läßt, kaum anders erwartet,“ begann erneut das Mädchen. „Werde ich wieder jede Wahrscheinlichkeit noch einmal hergestellt, so werde ich dies, nächst Gott, des Herrn Doctors Sorgfalt allein zu danken haben!“ — „Zweifeln Sie nicht daran!“ fiel ich lebhaft ein. „Wer so schwer und mühsal gelitten, ohne zu unterliegen, der darf wohl auf ein gutes Ende hoffen!“ — Frieda senkte tief und schüttelte den Kopf. „Zu spät, zu spät, ich fühle es,“ sagte sie traurig. „Dann, ja, an jenem Unglücksabende, als zuerst die Flamme mich ergriffen hatten, und ich, halb wahnsinnig vor Angst und Schreck, unter meine Genossinnen und zwischen die in der Nähe beschäftigten Arbeiter stürzte — da hätte es nur eines mühsigen, entschlossenen Menschen bedurft, um mich zu retten und vor dem furchtbaren Ende zu bewahren, welches ich nun so drohend und unerbittlich vor mir sehe! Ach Anton! Wärest Du mir in jener Stunde nahe gewesen!“ Sie hatte anfänglich leise und fliegend, die letzten Worte aber mit einer Seelenqual und Leidenschaft gesprochen, der ich Nichts zu entgegenen wußte. „Haben Sie Ihren Verlobten wiedergesehen?“ fragte ich zaghaft, nachdem wir Beide einige Minuten geschwiegen hatten. Frieda nickte. „Ja,“ sagte sie traurig, „aber es darf nicht wieder geschehen, bis er mehr Fassung und Ergebung erlangt. Niemand hat eine Vorstellung von den Körperleiden, die ich seit Donnerstag ausgestanden. Dennoch wiegen sie die Seelenqual nicht auf, welche mir Anton's Bitterkeit und Verzweiflung verursacht. Er will mich nicht lassen, er kann es nicht tragen! Herr des Himmels, was empfindet ein liebendes Herz bei solchen Verheerungen!“

„Die Männer fühlen den Schmerz in anderer Weise, als wir, liebes Kind, und es liegt in ihrer Natur, sich anfänglich aufzulehnen, wo wir nur demüthige Unterwerfung kennen. Nehmen Sie seinen jetzigen Gemüthszustand weniger als Glaubenslosigkeit, denn als Beweis, wie unauslöschlich sich Ihr Verlobter mit Ihnen innerlich verbindet. Hoffen wir zuversichtlich, daß ein so tiefer und reiner Liebe fähiges Herz auch stark genug sein werde, alle Schicksalsschläge und Prüfungen zu überwinden, die ihm Gottes unerforschlicher Rathschluß etwa bestimmen haben möchte.“ — Sie schwieg; aber langsam und schwer sah ich zwei große Tropfen aus ihren schönen Augen über die abgekehrten Wangen rollen. „Lassen Sie uns für heute abbrechen, liebes Mäd-

chen,“ sagte ich in der Besorgniß, sie schon zu sehr erregt zu haben. „Ich hatte bereits durch meinen Mann genug von Ihnen gehört, um Ihnen herzlichen Anteil zu zollen. Mögen Sie sich überzeugt halten, daß sich derselbe durch diese Stunde in warme Zuneigung und dauerndes Hochachten verwandelt hat — daß ich Ihrer niemals vergessen werde. Sie sind nicht nur durch Ihr Unglück, sondern noch mehr durch die Art, wie Sie dasselbe tragen, meinem Herzen so nahe getreten, daß es mir dünkt, als hätte ich Ihnen von jeher Freundschaft gewidmet.“ — „Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen, geehrte Frau,“ entgegnete Frieda hierauf voll Rührung, „und nehmen Sie das Bewußtsein mit sich, mir wie ein Engel des Trostes und Friedens erschienen zu sein.“ —

Nichts schmerzt mehr ein warm fühlendes, mitleidiges Gemüth, als die oft so ganz unvermittelt sich gegenüber stehenden Contraste des Lebens. Tod und Hochzeit, Glend und Glanz beggenn sich fast an jeder Straßenecke größerer Städte, und wie oft sah ich selbst den hoffnungsreichen Brautzug einige Minuten vor düsterem Todtengedränge stocken. Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen sah ich am Abende nach meinem Krankenbesuch in den glänzend erleuchteten Räumen des Professors W., der seiner eben vermählten Tochter Adelheid Geburtstag durch eine zahlreiche Gesellschaft feierte. Obgleich durchaus nicht in Stimmung für derartige Festlichkeiten, hatte ich dennoch der dringenden Einladung der lebenswürdigen Familie um so weniger zu widerstehen vermocht, als die Erkrankung uneres Kindes und Frieda's Unfall sowohl mich als meinen Mann von der Theilnahme an den Vermählungsfeierlichkeiten ausgeschlossen. Adelheid war ein liebes, jugendfrisches und in ihrem Ehelück doppelt reizendes Geschöpf, und ihr Gatte, ein junger Arzt, ganz verloren in ihre Schönheit. Der Professor W., der im Besitz einer reichen Frau eins der ersten Häuser ausmachte, hatte bei dieser Gelegenheit Alles aufgeboten, um seiner Tochter Freude zu bereiten. Man tanzte und spielte, sang, scherzte und lachte, als gäbe es nicht Kummer und Sorge, Leid und Krankheit in dieser Welt. Ich für meine Person war jedoch, wie gesagt, heute nicht für heitere Gesellschaft gestimmt, und ihr fröhlicher Lärm verletzte mich in demselben Maße, als mich das unbegreiflich lange Ausbleiben meines Gatten, der nur noch einige wenige Krankenbesuche beabsichtigt hatte, zu beunruhigen anfang. So zog ich mich denn so unbemerkt als möglich in eine entfernte, halb von Blumen verdeckte Zimmerecke zurück und lauschte eben — mit eigenthümlichen Empfindungen — dem in im Nebenjaale fröhlich intonirten Trinkliede aus Lucrezia Borgia:

„Um stets heiter und glücklich zu leben,
Will ich, Freunde, die Lehre Euch geben,
Scherzet, küßt und denkt nicht an morgen!“
(Schluß folgt.)

[2098]

Blicke in die Pflanzenwelt.

Lange vor der Erscheinung, die wir animalisches Leben nennen, bewohnte und beherrschte die Pflanzenwelt allein den Erdball. Das Brausen der Meereswogen und das Rauschen der sturmbeugenen Baumgipfel ertönte auch damals schon, doch ungehört. Titanische Oxfane wütheten einher und, indem sie ganze Wälder auf Wälder warfen, arbeiteten sie bewußtlos an den Kohlenmagazinen für die kommende Menschheit.

Durch unbestimmbar lange Reihen von Jahrtausenden war die Pflanzenwelt in doppelter Weise beschäftigt, dem dereinstigen Herrn der Erde zu dienen. Lebend reinigte die Pflanze das Luftmeer von der dem animalen Leben verderblichen Kohlen-säure; sterbend bildete sie den Schatz, durch dessen Hebung der Mensch die definitive Herrschaft über den Erdball erreichte.

Aber es war auch einzelnen Pflanzen beschieden, zu einem edleren, höheren Dasein, zum animalen Leben sich zu entwickeln und ihm sich zu nähern. Es sind die Zoophyten, die sogenannten Thierpflanzen, die auf der dämmernden Grenze beider Welten beiden angehören. So z. B. wurzelt die Crinoide anfänglich als eine Tulpe im Abgrunde des Meeres; ist aber ihre Zeit erfüllt, so reißt sie sich los vom Mutterboden und schwimmt fort mit gewonnenem Willen und animalen Charakter.

So bildete die Pflanzenwelt tausend Brücken, auf denen die Lebewelt von dem starren Steinreich ausgehend zu einer weiteren Metamorphose fortschritt, zum animalen Leben, das wir jetzt — vielleicht mit Unrecht — als den letzten Act der Schöpfung betrachten.

Die Pflanze, als Uebergangsgebilde, hat vom Stein noch die Stabilität, das Starre; zeigt aber auch als Vorläufer des Thieres so merkwürdige Eigenschaften, daß der Beobachter diese mit einem Erstaunen betrachtet, das an Grauen grenzt. Er steht vor den Rhythmen der Pflanzenwelt wie vor einem offenbaren Wunder, einem erhabenen Geheimniß; er begreift, wie der Polytheismus den Baum belebte und der Pflanze eine Empfindung beimaß, die er als Hamadryade personifizierte. Wo der sinnvolle Grieche die Baumnymphe erblickte, da erkannte die Wissenschaft der Neuzeit die Pflanzenseele, eine der merkwürdigsten Facetten des Weltgeistes.

Und wie weit ist unsere Zeit noch entfernt von dieser interessantesten aller Betrachtungen! — Wer denkt wohl daran, welche Schicksale der Pflasterstein, auf den er tritt, seit den Tagen der grimmen Eiszeit als hemooster grauer Zeuge ungeheurer Vorgänge gehabt hat? Von welchen Fluthen und Wogen verschwundener Meere er rundgeschliffen wurde, ehe er sich ruhig in die bürgerlichen Geleise der Festwelt einfügen ließ?

Wenn wir die Rinde des Baumes benutzen, um ein Herz mit zwei Buchstaben hineinzuzeichnen, denken wir da auch an die Wunder, an das Drama, das hinter diesem rauhen Vorhang vor sich geht? Wenn wir gedankenlos ein Weilchen pflücken, um uns an seinem Duft zu ergötzen, ahnen wir, daß wir vor einem Liebesfrühling räthselhafter Pflanzennaturen stehen? Und doch ist in dem großen Buch der Natur, das gleichsam mit Nordlichtern, Feuerkugeln und flammenden Welten illustriert erscheint, die stille Pflanze keins der uninteressantesten Wälder.

Novakis nannte Pflanzen und Thiere die Träume der Natur und die Erschaffung des Menschen — ihr Erwachen. Dies ist mehr schon gesagt, als wahr. Träume sind Erinnerungen und verworrene Metamorphosen. In den Pflanzen aber, den Vorläufern des animalen Lebens ist nichts Verworrenes; Alles ist consequent gedacht und voll Harmonie. Die Pflanze athmet, ist, trinkt und schläft; sie liebt, sie empfindet; sie ist mitunter reiselustig und schwingt sich vom Sturm getragen in der rauhen Zeit mit dem Zugvogel nach Afrika, um im Frühjahr wieder zurückzukehren.

Es gibt Pflanzen, die einen unbändigen Freiheitszinn besitzen und sich unter Mauern hindurch Gänge graben, um ins Freie zu gelangen.

Die Pflanze athmet — und zwar die dem animalen Leben tödtliche Kohlenäure ein und Sauerstoff aus, gerade umgekehrt wie wir und das Thier. Sie ist daher ein nothwendiges Element im Haushalt der Natur, indem sie das Gleichgewicht der Bestandtheile des Luftmeers regulirt.

Das Menschengeschlecht — zu 1200 Millionen angenommen — braucht zum Leben jährlich 160,000 Millionen Cubikmeter Sauerstoff und athmet eben soviel Kohlenäure aus, welche rasch von den Pflanzen absorbiert wird. Nun begreift man, warum jede Pflanzung eines Baumes eine Wohlthat, warum das Landleben gesünder, als das Stadtleben ist. Die Forstkultur ist also nicht bloß gewinnbringend für den Holzhändler, sondern kommt dem ganzen Lande zu Gute.

Die Pflanze ernährt sich von Wasser, Kohlenstoff, Ammoniak, Schwefel und Phosphor. Die Nahrung zuführenden Organe mühten daher theils sich in die Luft hinauszustrecken, theils in die feuchte Erde dringen. Deshalb treibt die Pflanze Wurzeln und Zweige, an denen sich die Blätter entwickeln, die Lungen der Pflanze.

Der Schlaf der meisten Pflanzen findet mit dem des Thierreichs gleichzeitig statt, das heißt, in der Nacht; obwohl es auch Thiere und Pflanzen gibt, die am Tage schlafen. In Städten mit Gasbeleuchtung gehen Bäume neben den Laternen zu Grunde, aus — Mangel an Schlaf. Einige Pflanzen gleichen unseren höheren Ständen und verkehren die Nacht in den Tag; sie erwachen um Mittag oder schlafen weiter, wenn das Wetter trübe ist, und Regen droht.

Es wäre gar nicht schwer für Blumenfreundinnen, sich in ihren Gärten eine Blumenuhr anzulegen, nicht etwa, um wie der arme Linné, der keine andere Uhr hatte, den Mittag nicht zu veräumen, sondern um die Pflanze genau zu studiren und vielleicht ihre Uhr bis auf Minuten zu reguliren. Welcher Genuß wäre es, in dieser Hinsicht etwas Neues festzustellen! Wir schlagen dazu eine Allee vor. Vierundzwanzig Stundenjäulern, von Marmor oder Holz, je nach dem Reichthum unserer Feiern, erheben sich in mäßigen Zwischenräumen, von fünf zu fünf Minuten in zwölf kleineren Abständen niedrigere Stäbe dazwischen. Die Säulen wie die Stäbe sind mit Etageren umgeben, auf denen die Blumenwägen stehen, eine jede Blume nach dem Moment ihres Erwachens oder ihres Einschlafens geordnet. Wir wollen hier nur einige wenige, leicht zu beschaffende Pflanzen nennen:

- Um 1 Uhr nach Mitternacht, also Morgens, erwacht die lappländische Gänseblüthe,
- 2—3 Uhr: der Bodsbart,
- 3—4 Uhr: das Windglöckchen,
- 4—5 Uhr: der Begewart oder Löwenzahn,
- 5—6 Uhr: die Meerlilie, die Leinpflanze,
- 6—7 Uhr: die Wasserlilie (Seerose, Nemphar),
- 7—8 Uhr: der Venuspiegel,
- 8—9 Uhr: die Feldringelblume,
- 9—10 Uhr: die amerikanische Malve,
- 10—11 Uhr: Schlangenzwurz, Vogelmilch,
- 12 Uhr Mittag: die Recknelke erwacht, der Hafentohl schläft ein,
- 12—1 Uhr Nachmittag: der Portulak schläft sich,
- 1—2 Uhr: die Malve, die Nelke schläft ein,
- 2—3 Uhr: das Mäuseohrchen, das Lungenmoos schläft ein,
- 3—5 Uhr: die Feldringelblume schläft ein,
- 5—6 Uhr: die Meerlilie schläft ein,
- 7 Uhr: die Nachviole erwacht,
- 8 Uhr: der Cactus grandiflorus erwacht — (aber sein so seltenes Blüthendasein zählt nur wenige Stunden; bald ist er verwelkt, nachdem er ein ganzes Gewächshaus mit wunderbar mächtigem Duft — etwa wie Vanille — erfüllt hat),
- um 9 Uhr erwacht die Nachtblume (griechisch Nyctanthes, Nacht nahe!) und
- um 10 Uhr: die rothe Winde.

Wie viele Lücken sind hier noch auszufüllen! Wie ungenau ist noch unsere Kenntniß vom Pflanzen Schlaf! Wie viel ist noch zu beobachten, je nach hellen oder trüben Tagen, bei warmer oder kalter Witterung! Welchen Einfluß haben Naturerscheinungen, Gewitter, Nordlichter, Sonnenfinsternisse? Warum sollten Damen nicht Entdeckungen in der Botanik machen können?

Die Pflanze hat Empfindung und Geschmackssinn, denn sie wählt sorgfältig die für sie passende Nahrung.

Sie hat Schutz, aber nicht Trugwaffen und wenn sie auch den Schasheerden manches Wollenflöckchen entreißt, so thut sie es nicht um Eigennutz, sondern zum Besten ihrer lieben Singvögel, für deren Nesterbau. Sie gleicht darin dem heiligen Crispin, der bekanntlich Leder stahl, um armen Leuten Schuhe zu machen. Aber es gibt auch Pflanzen, die keinen Scherz verstehen, unnahbare, gefährliche Naturen. Die Brennesseln schießen keine giftige Feile in die Hand, die sich ihnen zu nahen wagt. Wenn von uns haben sie nicht in der Kindheit Thränen erpreßt! Nur „de Düvel seggte: Dat Krut kenr' ich!“ und warf sich in einen Messelbusch zur Ruhe. Wer hat nicht von dem Boa Uras, dem Giftbaum, gelesen, wer hat nicht wenigstens im 5. Act der Afrkanerin den schrecklich schönen Manzanillo gesehen? Wer weiß nicht, daß es giftige Pilze gibt und Tollkirschen? Aber Wenige wissen, daß in unseren Gärten, oft im Freien, das gefährliche Rhus toxicodendron (Giftsumach) vorkommt, und daß es eben so unsinnig wäre, einen Zweig abzubrechen, als den Zahn einer Klapperschlange zu beschließen.

Folgendes haben wir selbst gesehen und erlebt. Im Jahre 1832 schnitt der Obergärtner im botanischen Garten zu St. Petersburg, Herr Fallermaier, einen Ast vom Rhus toxicodendron ab; das scharfe Ende flog gegen seine Handwurzel, und die Haut wurde ein wenig geritzt. Nach zwei Stunden schwoll der ganze Arm unförmlich an, rothe Neze bezeichneten auf bläulichem Grunde eine Lymphgefäßentzündung; die linke Körperhälfte schwoll an, eine allgemeine Blutvergiftung trat ein mit Delirien wie im Typhus. Zwar genas der Kranke, doch erst nach vielen Wochen, mit genauer Noth und durch eine ausgefuchte Behandlung der berühmtesten Aerzte, aber noch Monate lang zeigte sein Gesicht jene wachsgelbe Färbung, jene ungesunde Aufgebuntheit, wie man sie bei den ärgsten Graden des Scorbut oder beim gelben Fieber beobachtet.

Wir läugnen trotz unserer Vorliebe für die Pflanzenwelt durchaus nicht, daß sie auch manche Bösewichter aufzuweisen hat, wie die Wasserpest*) und den lästigen wilden Senf, diese Ver-

*) Ann. d. Red. Ist nach den neuesten Untersuchungen mehr nützlich, als schädlich, die natürlichste Desinfection der Gewässer.

zweiflung des Landmanns; aber die Pflanzentugenden herrschen doch bei weitem vor.

Die Pflanze besitzt einen Instinct, der sich bis zum Ausdruck der Leidenschaft steigert. Sie hat das Bedürfnis des Wohlgefühls, sie zeigt Lebenskraft im Kampf mit den Elementen, sie hat mit einem Wort den Willen zum Leben.

Wie soll uns das nicht in Erstaunen setzen, wenn uns ähnliche Erscheinungen selbst beim Thier schon kaum erklärlich sind? Man brachte uns einst Krebsbe zum Kauf. Diese braungepanzerten See räuber wurden, wie gewöhnlich, fürs erste in ein Holzgeschirr geschüttet und mit Brennesseln bedeckt, ein Gebrauch, der uns unerklärlich ist; vielleicht will man sie an ihren Tod im Kessel allmählig gewöhnen.

Er scheint uns ein solches Mhnen in die Ferne, eine solche Sagacität schon bei Thieren niederer Gattung wunderbar, was sollen wir zum Instinct der Pflanze sagen?

Wir fanden einst im tiefen Walde eine mächtige Tanne auf dem Rande eines erraticen Granitblockes, der etwa so groß und so hoch war wie ein Tisch für 8 bis 10 Personen. Ganz gegen die Natur der Tanne hatte der Baum eine ungeheuer dicke Pfahlwurzel getrieben, die den Stamm gerade nach unten fortsetzte und in den Erdboden sich senkte. Die Ernährung war somit gesichert, aber nicht die Stabilität; der Gewalt der Stürme war nicht vorgebeugt.

Noch ein anderes Beispiel des Witterungsvermögens der Pflanze ist uns bekannt geworden. Ein Gutsbesitzer bemerkte, daß eine Ulmenallee ihre Wurzeln weithin in ein Weizenfeld sandte und diesem die besten Kräfte entzog. Er ließ einen tiefen Graben dazwischen ziehen, und alle Wurzeln, die ins Feld liefen, wurden dabei durchgehauen. Jedoch vergebens! Die abgeknittenen Wurzeln wuchsen nun am diesseitigen Grabenrande senkrecht hinab, erreichten die Sohle, unterminirten sie im Lehmboden, stiegen empor zur Dammhöhe auf der anderen Seite des Grabens und hatten ihr altes Reich, das Weizenfeld, sich wieder erobert!

Zwei Schwestern hatten zu ihrer Aussteuer Tische von dem Holz desselben Baumes erhalten. Sie wohnten ein paar Meilen von einander entfernt. Eines Tages war Gesellschaft bei der älteren Schwester, und man trank bei offenen Thüren den Kaffee, als das Tischchen in der Ecke einen heftigen Knall that.

Der wohlthätige Einfluß der Bäume auf die Menschen wurde von letzteren instinctiv erfaßt, lange bevor die Wissenschaft ihn nachwies. Alte Bäume sind selbst für rohe Völker heilig. So leichtsinnig junge Bäume von ihnen geschädigt werden, so achtungsvoll sind sie gegen alte Bäume.

Die Sehnsucht nach Licht ist allen Pflanzen gemeinsam; denn das Licht vermittelt den Stoffwechsel; ohne Licht kann die Pflanze nicht zu ihrer richtigen Entwicklung gelangen. Eine scheinbare Ausnahme macht die Compaßblume, die sich gleich der Magnet-

nadel stets nach Norden wendet. Das Sonnenlicht ist ihr nur zu mächtig; ihr Hinweisen nach Norden hat schon oft verirrt Wanderern genügt. In der Region der veränderlichen Niederschläge ist bekanntlich jeder Baum ein sicherer Wegweiser, indem seine Westseite durch den häufigen Regen bemoozt ist, als die andere. Dieser Umstand wirkt auch auf die Textur des Holzes, und ein guter Tischler erkennt sehr leicht, von welcher Seite des Baumes ein Brett herkommt. Wir bemerken hierbei, daß der Handwerker oft einen Professor belehren kann. Es war allen Arbeitern an Hohlöfen längst bekannt, daß man ohne Gefahr weißglühendes flüssiges Eisen mit der Hand schöpfen könne. Ein Tischlerjunge machte uns auf den Umstand aufmerksam, daß Holz von der Spitze angebohrt nie platzt, wohl aber, wenn der Bohrer im rechten Winkel zur Faser wirkt.

Wir haben oben, daß sich die Compaßblume stets von der Sonne abwendet. Die Sonnenblume dagegen ist wie verliebt in den schönen Sonnengott und dreht sich immerfort zur Sonne hin. Sie ist noch außer dieser Eigenschaft merkwürdig durch ihren Einfluß auf ganze Gegenden. Sind diese feucht und sumpfig, so werden sie schnell trocken gelegt durch größere Anpflanzungen von Sonnenblumen, deren reichlicher Delertrag die Mähe wohl belohnt.

Das Licht, sagen wir, ist Lebensbedingung für die Pflanze. Wer hat nicht schon die kleinen Schößlinge der unschätzbaren Kartoffel gesehen, wenn diese gefangen in Kellern Frühlingsluft wittert und Sendboten dem spärlichen Licht wagrecht entgegenstreckt, schmachtend nach Luft und Licht und Freiheit? Die Hausfrau jagt dazu vielleicht verdrießlich: „die Kartoffeln fangen an auszuwachsen!“ Sie scheint es den armen Gefangenen sehr übel zu nehmen und denkt nicht an das Wunderbare dieser Erscheinung.

Eine parasitische Pflanze, die verborgene Schuppenwurz, erreicht gewöhnlich nur die Höhe von wenigen Linien. In der Tiefe der Mansfelder Gruben entwickelte sich einst ein Exemplar zur riesigen Höhe von 120 Fuß. Sie kletterte zur Grubenöffnung empor, um das Licht zu begrüßen und einzuathmen.

Mit einem Gefühl aus Neugier und Grauen gemischt betrachten wir die Fliegenfalle der Venus (Dionaea muscipula), wie sie jedes unbefohlene Insect blitzschnell durch Zusammenklappen der Blattfalten fängt und sich nicht eher öffnet, als bis das Thier todt ist.

Kann ein menschliches Wesen empfindsamer sein, als die feuchte Mimosa? Ein Nichts erschreckt sie; ein Wölckchen, das vor der Sonne vorüberzieht, macht sie unruhig; der leiseste Luftzug ist ihr bedenklich, und sie verhillt sich. Sie schließt sich, wenn die Nacht kommt, und öffnet sich beim frühesten Morgenroth wieder. In den Tropen sieht man ganze Ebenen von diesen Sensitiven bedeckt, die trotz ihrer großen Anzahl nicht den geringsten Muth zeigen. Der Galop eines Pferdes genügt, sie zu erschrecken; die zunächst stehenden Blumen schließen sich, und die übrigen, durch ihre Schilddrüsen gewarnt, folgen augenblicklich dem Beispiel. Naht sich dem Felde der Sensitiven ein Wanderer, so senken alle ängstlich die Köpfe, und beleidigt er auch nur eine einzige Blume durch Berührung, so zittert eine elektrische Bewegung durch das ganze Feld. Alle scheinen empört und fühlen das Attentat mit. Sie sind eben so empfänglich für narrotische Mittel wie wir; einige Tropfen Opiumtinctur auf sie gespritzt genügen, um sie zu beruhigen und einzuschläfern. Ja, es gelingt sogar sie vertraulich zu machen durch Gewöhnung und Belehrung. Der Botaniker Desfontaines hatte eine Sensitive in seinen Wagen gesetzt. Von dem ersten Rütteln erschreckt, schloß sie sich rasch. Die Fahrt ging indes fort, und da der Pflanze eben Nichts weiter zu Leide geschah, so beruhigte sie sich allmählig. Als aber der Wagen endlich anhält, und die Bewegung aufhörte, erstand sie abermals und schloß sich vorfichtig.

In ihrer herrlichsten Entwicklung zeigt die Pflanze ein eigenthümliches Leben, ein Sichnähern und Herantreten an den Complex von Erscheinungen, die wir mit dem Worte Seele zusammenfassen. Diese Pflanzenseele zu belauschen, das vegetative Sein überhaupt achten zu lernen, die Pflanzen ihrer selbst wegen zu pflegen, nicht bloß aus Eigennutz, zur Augenlust oder zum Zeitvertreib — das ist es, wozu diese unsere flüchtigen Blicke in die Pflanzenwelt auffordern wollten, und wir hoffen auf Erfolg.

Eine Prophezeiung vom Tag, doch nicht vom Abend.

Vor ungefähr einem Jahr meldeten französische Zeitungen den Tod einer Bäuerin der Pyrenäen, welche bis zu ihrem Lebensende von Frankreichs Herrscherin eine Jahresrente bezog, weil sie einst Eugénien von Montijo einen Kaiserthron prophezeit habe.

Die schöne Andalusierin verbrachte den größten Theil ihrer Jugendjahre als Comtesse Teba mit ihrer Mutter auf Neuen. Während des Aufenthalts in einem kleinen pyrenäischen Bade trieb sie Neugierde zum Besuch einer armen Landfrau, welche im Ruf einer Wahrsagerin stand. Sie fand sie zwischen düsterem Felsengeklüft, einer Erscheinung längst verjüngter Zeiten ähnlich, unheimlich und unhold. Aber wie Sonnengold aus finsternem Gewölke war das Wort der Alten, nachdem sie eine kurze Weile in der Hand und dem Antlitz der jungen Spanierin geforscht hatte: „Heil Dir! Du wirst eine Kaiserfrone tragen!“

Welch süße Schauer mögen die also Begrüßte durchrieselt haben! Zweifel und schüchternen Wonne! Schrecken über die allzu kühne Prophezeiung und die — Möglichkeit ihrer Erfüllung! Bekommen und geschmeichelt, jedenfalls gedankenvoll verließ sie das Felsenthal, nachdem sie der pyrenäischen Pythia mit einem Brillantring gelohnt hatte.

Mag nun das Wort der Alten plumpe Schmeichelei oder — freilich schwer erklärbare Inspiration gewesen sein, es erfüllte sich. Auf einem Ball im Elysée 1851 war eine Spanierin in Weiß, mit einem diamantengeschmückten Sammetband im goldblonden Haar, war Eugénie von Montijo die Königin des Abends, ein Jahr später war sie die Kaiserin von Frankreich. Am 22. Januar 1853 betief der glückliche Spieler des 2. Decembers die Mitglieder der höchsten Staatscorporationen in die Tuilerien, um

ihnen die Gattin seiner Wahl zu nennen. „Die ich gewählt, hieß es in seiner Ansprache bei jener Gelegenheit, „ist von hoher Geburt. Französin ihrem Herzen nach, wie durch Erziehung und das Andenken an das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreichs vergoß, hat sie als Spanierin den Vortheil, in Frankreich keine Familie zu besitzen, welcher Ehren und Würden gegeben werden müßten. Mit allen seelischen Vorzügen begabgeben wird sie eine Zierde des Thrones sein, wie sie am Tage der Gefahr eine seiner muthigsten Stützen sein wird. Katholisch und fromm, wird sie gleich mir für das Glück Frankreichs beten; anmuthig und gut, wird sie, wie ich überzeugt bin, in der gleichen Stellung auch die Tugenden der Kaiserin Josephine wieder aufleben machen.“

Acht Tage später — nicht volle zwei Monate nach dem Tode des zweiten Decembers — schmückte sich die Kathedrale, die ehrwürdige Notre-Dame, zur Trauung, schmückten sich die Tuilerien zum Empfang der neuen Kaiserin.

Die Tuilerien mit dem freundnachbarlichen Louvre! welche Erinnerungen tauchen auf! Heinrich II., seine Turniere und sein ritterlicher Tod in einem solchen durch die Lange Montgomerys Katharina von Medici und ihr schwacher Sohn Karl IX., angeglüht vom Fackelbrand der Bartholomäusnacht; der gallische Heinrich von Navarra; Ludwig „der Weise“ und Richelieu, ihn ins Ohr flüsternd; hinter Anna von Oesterreich Mazarin; Ludwig XIV., der Prachtvolle mit seinen perrückentragenden Cavalierere und den geschminkten, gepuderten Damen mit Schönplästerchen und Hackenschuhen; Ludwig XV. und die Pompadour; Ludwig XVI., König und Kunstschlosser, Marie Antoinette, Königin und Fee — und er und sie Märtyrer.

Nach den Gestalten des ancien régime erscheint der ostvenfarbene Corse, Klein, aber gewaltig; ihm folgt nochmals ein Bourbonenpaar, der eine wohlbeleibt, der andere schwächling; dann der geizige Orleans; Lamartine mit der Adernahe, aber keiner Adlercharfblick, und die übrigen Herren der provisorischen Regierung; endlich der schweigsame, mattigange Präsident der Republik, der seiner Zeit den bürgerlichen Präsidentenrad mit dem Kaiser purpur taucht.

Napoleon's III. Hofhalt war Anfangs übrigens sehr bescheidene und anspruchslos; Pracht und Glanz zogen erst mit der Kaiserin in die Tuilerien. Da erhielt das alte Haus ein neues Kleid. Fresken wurden gemalt, Statuen aufgestellt, die bestaubten königlichen hervorgezogen und frisch verguldet, neue bestellte ohne Frage nach den Kosten, über und über mit kaiserlichen Wappen und Emblemen.

Die schöne junge Kaiserin versammelte bald einen schimmernden Hofzirkel. Der Palast, früher beinahe nur von unterthänigen Offizianten und mürrischen alten Generalen besucht, öffnete sich nun der modischen Gesellschaft, dem gewähltesten Geschmack und der höchsten Eleganz. Kaiser und Kaiserin zeigten sich als verschwendische Wirthe. Die Gewohnheit der Bourbonen, in jedem Winter eine Reihe glanzvoller Bälle zu geben, wurde wieder eingeführt; dazu kamen von Seite der Kaiserin Concerte, Maskeraden und theatrale Genüsse. Während der republikanische Präsident alle Junggeselle Junggesellen im Elysée einfache Mahlzeiten vorgesetzt hatte, gab Seine Majestät allwöchentlich große Tafel.

Sparsamkeit war überhaupt nicht die Sache Eugénien's Prunk und Ostentation dagegen im höchsten Grade. Demoswürden die früheren Herrscher, Marie Antoinette z. B., die Tuilerien sehr verändert gefunden haben. Da war fast Niemand mehr von Frankreich's alten stolzen Geschlechtern, deren Sprößlinge mit ihrem erhabenen Wesen, ihrer großen Höflichkeit und ihren vollendeten, wenn auch untiefen Weltbildung und Erziehung der Hof der Bourbonen zierten. Die Koryphäen am Hofe Napoleons III. hatten ein anderes Gesicht, jene alte „noblesse“ dagegen schmollte in ihren altersgrauen Landschlössern oder in ihren düstern Hôtels in der rue Varennes und rue Vanneau.

Freilich gab es auch im trogigen Faubourg St. Antoine Mürrigkeit, welche in des neuen Hofes schimmernden Kreis — den an Sternengefunkel und Diamantenpracht fehlte es nicht — der Pomp ihres uralten Namens trugen. Die Herzoge von Bassano und Gramont, der Fürst de la Tour d'Auvergne, der Vicomte de la Guéronnière, der Graf Talleyrand, der Marquis de Boissy.

Das zweite Kaiserreich stützte sich auf die militärische Gloire. Das Vive l'Empereur war ein Echo des Kanonendonners von Austerlitz, der neue Cäsar pochte auf die sprichwörtliche Unüberwindlichkeit der französischen Waffen, bis der blonde Teufel diesen den Ruhm und ihm den Purpur nahm. Daher wimmelte es in den kaiserlichen Gemächern von prachtvollen Uniformen mit Stern und Großcordon, Stabsdegen und Federhut. Trophäen die Musik nur zum Tanze lud, klirrten die Sporen, zeigten überall campagnegebräunte, bärtige, martialische Gesichter. Der über der grimmigen Krimheld Canrobert mit ausgewichstem Schmutz bart und lauernden Aenglein; der breitgesichtige Marschall Baidant, Intimus des Kaisers; der schöne Fleury; der finsterblickende Bazaine und der stattliche General Le Voüff. Der Kaiser selbst gefiel sich in Uniform und mit Uniformen, während die Kaiserin die eleganten, lustigen und geistreichen Männer und Frauen der Gesellschaft um sich lud. Im Faubourg St. Antoine sprach man zwar von Alledem mit Hohn und zischte etwas Ähnliches von parvenus und canaille, aber was am Ende blieb denn dem kaiserlichen Paar übrig, als, da der alte Adel auf sein Vocken nicht kam, sich einen neuen Adel heranzuziehen? Einige Renegate des stolzen Viertels bildeten gleichsam den Stamm, ihnen gesellte man eine Anzahl talentvoller Männer und schöner, glänzender Frauen bei, die, alle ehrgeizig, der aufsteigenden Sonne des Kaiserthums sich zuwendeten. Sie bildeten den Hofstaat des Kaisers und der Kaiserin. Der Senat wurde wieder ins Leben gerufen — jene alte Waffe Napoleons I., die sich gegen ihn selbst richtete — und die für Lebenszeit ernannten Senatoren waren eine Art neue Aristokratie. Reiche und prähsichtige Bürger Fremde, möchten sie dauernd oder nur für einige Zeit in Paris weilen — besonders die englische und amerikanische Colonie stellten ein großes Contingent — ergänzten das Personal des jungen Hofes. Zudem beikten sich die Descendenten der zahlreichen Nachkommenschaft des alten Carlo Bonaparte — die Söhne und Töchter der Lucian, Murat, Bacciochi, Borghese und Jerome — die Früchte der Wiedereinsetzung der Napoleoniden auch für ihre Person zu ernten; sie kamen als die „kaiserliche Familie“ nach Paris zurück und haben stets eine bedeutende Rolle in der Gesellschaft der Tuilerien gespielt. Prinz Jerome Napoleon als möglicher Thronerbe erhielt das Palais-Royal zur städtischen, das Schloß Meudon zur Sommer-Residenz angewiesen, die Murat hatten im kaiserlichen Palast selber ihre Wohnung.

Mit der Zeit schoffen den eben geschilderten Elementen immer neue an, namentlich waren frühere Parteigenossen der Orleans-

und unter ihnen Graf Daru, Buffet, Guizot und Odilon Barrot aufzuführen.

Den höchsten Glanz entfaltete der kaiserliche Hof jedenfalls im Sommer 1867, im Ausstellungsjahr. Fast sämtliche europäische Souveräne waren damals seine Gäste, und ihnen zu Ehren wurde die Feste auf Feste mit wahrhaft orientalischer Pracht und Verschwendung. Wir erinnern uns besonders lebhaft eines schönen Festmahlens, als der Kaiser im Industriepalast die Prämien vertheilen sollte. Der Platz de la Concorde blühte von Waffen, Karren von Infanterie und Cavallerie. Wehende Fahnen und grelberbüsche, goldstrahlende Helme und Kürasse, rauschende Musik! Als die beiden von den friedlich kriegerischen Carrés erwarteten Wagenzüge des Kaiserpaars und des damals als Gast anwesenden Sultans, der eine vom Tuileriegarten, der andere von der Straße Royale her, farbenbunt und strotzend von Gold, umgeben von Cavalierschwärmen, auf dem Platz zusammentrafen, begannen die sämtlichen Musikchöre den türkischen Nationalmarsch zu spielen, und vereinigt dann ging es nach den Champs Elysées hinaus. O jene herrlichen Sommernächte! Als der Tuileriegarten von zahllosen Lampen feenhaft erleuchtet war, und man drohen wahrhaft olympische Mahlzzeiten hielt, wo Kaiser, Czaren, Khalifen und Könige die Tafelgäste waren. Ganz Paris hatte den Kopf verloren, und die Hand war nicht da, welche Mene Tekel Uparsim an die Wand schrieb. Wer damals den Feiernden gesagt hätte, daß drei Jahre später dies fröhliche Paris verödet, lichtlos, schweigsam im Aschentraug seiner herrlichen Wälder eine selbst nur noch matt glimmende Kohle liegen würde, eine ungeberdige, aber ohnmächtige Gefangene der deutschen Heere! Wer dieses Märchen an jenen Märchenabenden aus Tausend und Einer Nacht erzählt hätte!

Die Neigungen und Gewohnheiten Napoleons selber waren übrigens durchaus einfach. Es möchte unter den Potentaten Europas kaum Einen geben, welcher weniger, als er, ein Freund des Ceremoniels und Prunkes und in seinem ganzen Wesen familiärer ist. Napoleon der Kaiser war keineswegs wortfarg, geheimnißvoll thugend und im Gespräch besonders vorsichtig, sondern er hatte die allerdings ruhige, aber durchaus freundliche und verbindliche Art und Weise eines Weltmannes, der die Leute zu nehmen weiß, aber nach abgethanem Geschäft unter Freunden bei einer Cigarette in gemüthlichem (oder sollen wir sagen rücksichtslos sarkastischem) Gespräch sich zu erholen liebt. Er war keineswegs immer nur auf der Spur nach den Gedanken und Plänen Anderer und ebenso wenig stets Herr seiner Zunge. Im Gegentheil! Napoleon hat oft sehr rasch und unbesonnen gesprochen und sich in seiner Regierung gerade durch Mangel an Vorsicht geschadet. Ob er den letzten verhängnißvollen Krieg gewollt hat oder nicht, ist hier nicht, ist vielleicht überhaupt noch nicht darzuthun, unter allen Umständen aber steht fest, daß er dabei nicht besonnen handelte — und glücklicherweise war dieses Unbesonnenen Sache nicht die Sache eines Tull.

Am wenigsten gesprächig war Napoleon bei der Tafel, nicht aber etwa, um desto mehr zu essen — er ist im Essen wie im Trinken ungemein mäßig und vorsichtig, auf das stricteste der von den Ärzten verordneten Diät sich bequemen. Nur ein starker Raucher ist er und zwar raucht er Cigaretten, nach der Tafel, beim Spazierritt, beim Kartenspielen oder Billardspiel, kurz, überall — wie wir aus neuester Zeit wissen, geht ihm eher das Glück, als die Cigarette aus.

In den Staatsconferenzen verharrete er früher stets auf seiner persönlichen Meinung, und die Minister waren lediglich die Vollstrecker seines Willens. Mit dem Ministerium Olivier schien er abhängiger von seinen Räten geworden zu sein.

Einen scharfen Gegensatz nun zu dieser seiner Lebensweise bildete die der Kaiserin.

Gleich nach dem Aufstehen pflegte sie in der Palaestapelle und unter den Augen ihres Beichtvaters ihre Gebete zu verrichten.

Aber der übrige Tag galt dem Vergnügen, der Repräsentation, der Gesellschaft. Während ihr Gemahl Ruhe und Einsamkeit suchte, stoh sie diese und gefiel sich inmitten eines eleganten Hoflingstreffens, dem sie nicht nur scheinbar, sondern in Wirklichkeit Leben und Athem gab. Marie Antoinette war die fürstliche Anmuth, Eugenie nur die anmuthige Fürstin. Die großen Bälle, welche unter ihren Auspicien im schimmernden Saal des Maréchaux stattfanden, hatten in ganz Europa vielleicht ihres Gleichen nicht, was verschwenderischen Prunk anbelangt, trotz Abwesenheit der alten Geschlechter. Von dem Ueberfluß, der bei Banketten herrschte, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, was jedes durchschnittlich verschlang: 400 Flaschen Bordeaux, 50 Madeira, 1200 Quart Liköre, 1200 Quart Punsch und die goldene Fluth von 900 Flaschen Champagner, 200 Quart Eiscaffee und 900 Chocolate, 2000 Portionen Eiscream und dazu

Wer waren Octavio und Max Piccolomini, und wer Thekla?

Der Dichter hat zwar das volle Recht, die Personen seiner Dramen aus seiner Phantasie zu gestalten, allein wenn die Dramen nun einmal auf historischem Grunde ruhen, aus historischen Begebenheiten erwachsen sind und darum von historisch mehr oder minder bekannten Personen durchflochten werden, so will man doch auch gern wissen, wie sich denn die Personen der wirklichen, nüttern Geschichte zu den Personen des Drama's verhalten, und es ist dem Leser ganz besonders lieb, wenn die schönen Gestalten einer oft so blühenden und glühenden Phantasie dem nütternen Bilde der Geschichte einigermaßen entsprechen. Schon mancher Leser und

manche Leserin hat aus diesem Grunde die Geschichte der Maria Stuart, der Elisabeth, des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans u. a. zu erforschen gesucht. Nun ist es bekannt genug, daß namentlich Schiller die Geschichte der Helden seiner Dramen mit großem Eifer und sorgfamer Treue studirte, und wenn man gesagt hat, daß er mit glücklichem Tact die Wahrheit auch da getroffen habe, wo zu seiner Zeit die archaischen Quellen, welche Aufschluß geben konnten, noch verschlossen waren, so dürfte diese Behauptung ein wenig kühn sein. Viel näher liegt die Annahme, daß es ihm gelang, archaische Documente zu durchforschen, welche Anderen noch verborgen waren und zum Theil es noch sind.

Es ist bekannt, daß Schiller, ehe er den Wallenstein schrieb, das Königreich Böhmen bereiste, aber weniger bekannt ist es, daß er auf dieser Reise auch das sonderlich seit dem Feldzuge von 1866 so viel genannte Schloß Nachod besuchte. Ein fleißiger Forscher in dem reichen Archive dieses Schloßes hat in neuester Zeit eine Reihe von Documenten aufgefunden, Documente, in näher Beziehung zu einzelnen Personen stehend, welche in der Wallenstein'schen Trilogie eine hervorragende Rolle spielen.

Durch die kleine, soeben erwähnte archaische Studie sind nunmehr auch Personen, welche bisher so ziemlich für Phantasiegestalten gehalten wurden, plötzlich Fleisch und Bein geworden, wir meinen vornehmlich Max Piccolomini und Thekla. Freilich ihre gegenseitige Liebe ist nur ein poetischer Schmuck, womit sie Schiller so schön zu umkleiden wußte, aber die jugendliche, tragisch untergegangene Heldengestalt des Max ruht auf historischem Grunde.

Die Schrift, auf welche wir uns beziehen, führt den Titel: Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini im Schiller'schen Wallenstein und dessen Ende in der Schlacht bei Jankau am 6. März 1645. Eine geschichtliche Quellenstudie aus dem Schloßarchive zu Nachod von Arnold Freiherrn von Weyhe-Eimke. Pilsen, bei Steinhauer und Korb 1870.

Der Verfasser, welcher schon durch anderweitige historische Forschungen bekannt geworden ist, verweist gegenwärtig auf dem Schloße Nachod, und Seine Durchlaucht, der Prinz Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der jegige Besitzer der so schönen und bedeutenden Herrschaft, hat ihm die freie Durchforschung der dortigen Archive mit großer Generosität gestattet.

Die Herrschaft war ursprünglich im Besitz des Grafen Adam Erdmann von Trčka von Lipy (bekannter unter dem Namen Terzky). Dieser war mit der Schwester der zweiten Gemahlin Wallenstein's, der Gräfin Maximiliane von Harrach verheirathet und stand mit Wallenstein in genauer Verbindung. Nach dessen Ermordung zu Eger im Jahre 1634 wurden seine sämtlichen Güter eingezogen, und Octavio Piccolomini erhielt Schloß und Herrschaft Nachod. Da die Herrschaft während eines Zeitraumes von 149 Jahren bis 1783, wo die Familie erlosch, im Besitz der Piccolomini, wenn schon nicht in gerader Erbfolge, und da in-



Eugenie von Montijo, nachmalige Kaiserin von Frankreich, und die Wahrsagerin in den Pyrenäen.

Zeichnung von Professor Haeblerlin.

Berge von Kuchen, Torten, Gänseleberpasteten, Hühnern, Lerchen, Rebhühnern, Fasänen, Schinken, Braten, Saladen u. s. w.

Auf diesen Bällen war die Kaiserin in ihrem wahren Element. Ihr Antlitz ein strahlendes Lächeln, sorglose Freude! Sie schwebte überall, während Napoleon mit einem leisen Anflug von Langerweile im Gesicht zwar nicht theilnahmslos erschien, am liebsten jedoch irgend einen Marschall oder Diplomaten bei Seite in eine Nische zog.

Ihre Lebenslust hielt die Herrscherin nicht ab, eine treue Dienerin der Kirche und Wohlthäterin der Armen zu sein, aber jene Wahrsagerin in den Pyrenäen war doch die rechte Prophetin nicht. Sie pries den Tag vor dem Abend. Am Ende läuft doch Alles bei dieser holdseligen, strahlenden, schönen Eugenie auf das finstere, vernichtende alte Wort hinaus: Mene Tekel Uparsim.

sonderheit das so schön gelegene Schloß der vornehmste Sitz der Familie war und blieb, so ist es erklärlich, daß das dortige sehr umfangreiche Archiv auch aus der Terzty'schen Zeit noch viele Documente bewahrt, welche zu der Wallenstein'schen Katastrophe in einer sehr nahen Beziehung stehen.

Die Familie der Piccolomini war ursprünglich, wie schon der Name zeigt, in Italien zu Hause. Der Berühmteste seines Geschlechts war zugleich der Letzte seines Stammes und durch Adoption der Söhne zweier Schwestern der Stifter zweier neuen Linien. Wir meinen den berühmten Kanzler Friedrich's III., Aeneas Sylvius.

Der selbe hieß mit seinem vollen Namen Enea Silvio de Piccolomini, war der Sohn Silvio's de Piccolomini und der Vittoria Forteguerra und der älteste Bruder von 18 Geschwistern der aus Siena stammenden Familie. Er war am 18. October 1405 geboren, zeichnete sich sowohl durch viele Schriften, als vorzugsweise durch seine diplomatische Thätigkeit und seinen Eifer für das Papstthum, keineswegs aber durch einen heiligen Wandel aus. Gleichwohl wurde er im Jahre 1458 zum Papste erwählt und ist unter dem Namen Pius II. bekannt genug geworden. Er starb schon den 15. August 1464 zu Ancona.

Da mit ihm der Mannesstamm der Piccolomini erloschen wäre, so adoptirte er unter diesem Namen zuerst die Söhne seiner älteren Schwester Laudemia, welche an einen Herrn von Todeschini Herrn von Sartano verheirathet war. Der ältere dieser Söhne bestieg später als Pius III., freilich nur auf zehn Tage, gleichfalls den päpstlichen Stuhl. Die jüngeren Söhne stifteten aber mehrere in Italien blühende Linien, von denen die zu Villa Nuova im Jahre 1757 zu Nachod succedirte, bis auch sie im Jahre 1783 erlosch, und damit auch der Name der Piccolomini ausstarb.

Eine andere Schwester von Pius II. hieß Katharina und war verheirathet mit einem Herrn Bartolomeo von Guglielmini. Sie hatten nur eine Tochter, und diese — Antonia — war verheirathet mit Bartolomeo Pieri, Herrn von Sticciano. Diese war die Stammutter von Octavio und Max Piccolomini. Denn ihr Sohn Aeneas ward gleichfalls von Pius II. adoptirt. Von ihm stammt in der dritten Generation gerader Linie Silvio Piccolomini, Graf und Herr zu Sticciano, Generalfeldzeugmeister des Großherzogs Ferdinand von Florenz. Von seiner Gemahlin Violanta Gerini wurden ihm drei Söhne geboren, nämlich Aeneas Silvio, welcher, im Jahre 1620 kaiserlicher Obrist, mit Katharina Aldimari verheirathet und der Vater unseres Max war. Denn dieser war nicht, wie wir bei Schiller lesen, der Sohn des Octavio, sondern dessen Neffe und erst nach dem allerdings frühen Tode seines Vaters von diesem seinen Oheim Octavio, wenn auch nicht formell, doch factisch adoptirt und zu seinem Erben bestimmt.

Octavio war erst der dritte Sohn des obengenannten Silvio Piccolomini, war 1599 geboren und starb als kaiserlicher General, Herzog von Amalfi, Reichsfürst und Besitzer der Herrschaft Nachod. Er war ursprünglich unvermählt, hatte auch nicht die Absicht sich zu verheirathen, als aber der adoptirte Sohn seines viel älteren und längst verstorbenen Bruders, eben unser Max, als kaiserlicher Obrist in der Schlacht bei Janlau am 6. März 1645 gefallen war, vermählte er sich noch mit Maria Benigna Francisca, Herzogin von Sachsen, Ungarn und Westphalen, Tochter des Herzogs Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg, welche jedoch 1701 kinderlos starb, nachdem Octavio schon 1656 gestorben war.

Max Piccolomini hieß eigentlich Joseph Silvio, führte aber in allen späteren Urkunden und Stiftungen auch den Namen Max, und Herr von Wehpe ist der Meinung, daß ihm dieser Name erst bei der Firmung möchte beigelegt sein.

Schiller hat ihn richtig als ein Kind des Lagers bezeichnet. War doch sein Vater in der Schlacht als kaiserlicher Obrist gefallen, während sein Oheim Octavio noch über das Ende seines Neffen hinaus dem Schwerte diente. Er selber zeichnete sich früh durch Muth und Einsicht aus und ward deshalb noch in sehr jugendlichem Alter zum Obristen eines Kürassier-Regiments ernannt. Wir wissen zwar sein Geburtsjahr nicht, da aber sein Oheim Octavio 1599 geboren war, also bei der Katastrophe zu Eger erst in seinem 35. Jahre stand, damals aber schon Vormund und zweiter Vater seines Neffen war, so wird dieser kaum einige zwanzig Jahre gezählt haben, als er 1645, gleichfalls wie sein Vater, in der Schlacht fiel.

Herr von Wehpe theilt uns über sein Ende etwa das Folgende mit: Der schwedische Feldmarschall Torstenson führte im Januar 1645 die schwedische Hauptarmee von Sachsen über Böhmen nach Mähren.

Um nun die Schweden an einem etwaigen Marsche nach Wien zu hindern, eilte der kaiserliche General Graf Haxfeld mit seiner Armee, unterstützt von einem bairischen Heere unter Johann von Werth, den Schweden über Tabor nach, bis sich die beiden Armeen bei Janlau eine blutige, für die kaiserlichen Truppen sehr übel auslaufende Schlacht lieferten. Sie verloren 8000 Mann an Todten und Gefangenen, für jene Zeiten eine enorme Zahl.

Bei den Truppen, welche der kaiserliche Feldmarschall Götz ins Feuer führte, befanden sich drei Regimenter Kürassiere unter den Obristen Pompei, Marquis von Pallavicini und Joseph Silvio Max Piccolomini. Diese stürzten sich im heldenmüthigen Kampfe auf drei Bataillone schwedischer Infanterie, welche fast vollständig aufgerieben wurden. Allein die Schweden gewannen, unterstützt durch die ihnen sehr günstigen Terrainverhältnisse, bald wieder die Oberhand. Als der Obrist Max Piccolomini an der Spitze seines Regiments sich aufs neue in die Schlacht stürzte, traf eine Kugel sein Schlachtpferd in den Schenkel, daß Roß und Reiter stürzten.

In diesem Momente naheten sich zwei schwedische Reserve-Schwadronen und nahmen ihn gefangen. Man setzte ihn auf einen Wagen und führte ihn zu der Bagage. Da aber die kaiserlichen einen erneuten Angriff machten, fiel auch der Wagen, auf dem der gefangene Obrist saß, wieder in ihre Hände, allein nur auf kurze Zeit. Bei einem erneuten Angriff der Schweden ward der ohnehin verwundete Max abermals von ihnen gefangen. Sie waren grausam genug, den zum zweiten Male Gefangenen zu ermorden, damit er ihnen nicht etwa noch einmal entkommen möchte, und nur mit vieler Mühe gelang es dem Obristleutnant Friedrich von Fritena, den Leichnam seines Obristen zu erhalten. Er fandte ihn nach Nachod, wo er am 12. März, sechs Tage nach der Schlacht, ankam und bald darauf in der dortigen Stadtkirche als der erste Piccolomini beigelegt ward.

Niemand trauerte tiefer, als Octavio Piccolomini, welcher, wie es in einer alten Schrift heißt, „ob seines heroischen Gemüthes seine ganze Speranza auf ihn gesetzt hatte.“

Octavio, der, wie wir oben schon erwähnten, im Jahre 1642 zum Herzoge von Amalfi ernannt ward, wurde am 22. Februar 1654 auch in des heil. Römischen Reichs Fürstenstand erhoben und verheirathete sich darauf mit einer deutschen Fürstin. Allein alle

diese Ehren gingen mit ihm zu Grabe, als er schon am 10. August 1654 kinderlos starb und in der Kirche zu Rossau in Wien beigelegt wurde.

Die Herrschaft Nachod ging nun zwar auf Aeneas Silvio, einen Sohn des Francesco Piccolomini, jüngerer Bruders von Max, über, allein auch dieser starb an einer Stichwunde, welche er bei einem Duell in Ungarn erhalten hatte, kinderlos im Jahre 1673. Es folgte nun im Besitz von Nachod sein jüngerer Bruder Lorenzo, der mit Anna Victoria Liebsteynsky, Gräfin von Kolowrat, verheirathet war, indeß auch er starb früh, und sein Sohn und Nachfolger Johann Wenzel ward wahnsinnig. Als er endlich 1742 starb, folgte als der Letzte dieser Linie Fürst Octavio II., welcher als kaiserlicher Feldmarschall im Lager zu Königgrätz 1757 unverheirathet starb. Es succedirte nun die Nebenlinie von Villa Nuova, aber auch diese erlosch 1783.

Es ist sehr auffallend und erweckt ernste Gedanken, daß seit dem „Tradiment von Eger“ kein Segen mehr auf den Piccolomini's ruhte. Aller Besitz und alle fürstlichen Ehren waren nur taube Blüthen, die der Wurm nagte, daß sie bald abfielen und Niemand beglückte.

Jetzt gibt es keine Piccolomini mehr. Alles, was von ihnen übrig geblieben ist, sind etliche Familienbilder, darunter das sehr schöne unseres Max, welche als historische Reliquien das Schloß zu Nachod zieren.

Sollen wir noch der Thekla im Schiller'schen Drama gedenken, so ruht nur jовiel auf historischem Grunde, daß Wallenstein von seiner Gemahlin Fiabella Gräfin von Harrach allerdings eine Tochter hatte, die aber nicht Thekla, sondern Marie Elisabeth hieß, zur Zeit der Ermordung Wallenstein's noch ein zartes Kind war, das Max vielleicht niemals gesehen hat. Sie verheirathete sich später an den Grafen Rudolf von Rauniz.

Allen, welche sich näher unterrichten wollen, empfehlen wir die kleine obengenannte Schrift mit ihren Beilagen. [2707]

Erzählte Flüchtlinge.

Erzählung von Emil Mario Vacano.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Am folgenden Tage geschah etwas Außerordentliches. Graf Karl Baar kam um die Mittagszeit nach Schloß Sernheim und ließ Gräfin Ruth um eine Unterredung bitten.

Die Dienerschaft, auch hier mit allen Sympathien und Antipathien ihrer Herrschaft vertraut, war in den Vorzimmern und in der Küche erstaunt über diesen Besuch des feindlichen Nachbarn, ehe noch das gleiche Erstaunen bis in die herrschaftlichen Zimmer dringen konnte.

„Die Gräfin läßt sich gewiß unwohl melden,“ sagte Madame Gavauche, die alte Gesellschafterin, die im Schlosse das Gnadenbrod aß.

Aber nein! die Gräfin ließ sich nicht unwohl melden. Aus dem einfachen Grunde, weil sie in Toilette am Fenster gestanden hatte, gerade als Graf Karl mit seinem Kapp in der Kastanienallee des Parkes hielt und grüßend zu ihr aufschaute.

Gräfin Emilie hatte von ihrer Jose Salì die Ankunft des jungen Grafen erfahren. Halb fiebernd, halb ängstlich erwartete sie gerufen zu werden. Dieses Fieber und diese Angst steigerten sich mit jeder Minute mehr zum Trog, zum Jorne. Endlich verließ Graf Karl das Schloß wieder. Nun wußte Emilie, daß Alles vergebens gewesen sei. Sie verließ an diesem Tage ihr Zimmer nicht mehr.

Der folgende Tag war ein häßlicher Wintertag. Ein lauer Wind wälzte sich von den Bergen her und thaut den Schnee zu schmutzigem Wasser. Auch von den Gebüschen troff es, feuchte Nebel hingen zerissen an den Bäumen, und dabei stürmte es wimmernd über die Heiden und zerrte die dünnen, wassertriefenden Pappeln hin und her, daß sie freischten.

Es war schon spät am Vormittage, als Graf Christian Lahn mit der Post ankam.

Er wurde von dem Kammerdiener Klaus in sein Zimmer gewiesen, welches schon aufs freundlichste zum Empfange hergerichtet war. Der Bediente des Offiziers, ein brauner Südländer, packte die tausend Dinge des Reifeneffaire aus.

Graf Christian warf sich aus seiner Uniform in einen Schlafrock, ließ dann Thee bringen und machte Toilette für die Aufwartung. Er war ein lieber, blonder junger Mann, ein wahres Bild. Die Güthe schaute ihm aus den Augen heraus.

Als er sich den Damen vorstellte, empfing die Gräfin Ruth ihn mit einer Umarmung, welche ihn in einen Wasserfall von schwarzer Seide einschloß. Gräfin Emilie, in ein violettes Plüschkleid gezwängt, begrüßte ihn beängstigt freundlich. Er dachte bei sich, daß die Cousine in der That auf die Dauer ihn zu einem guten Gatten machen könnte. Er sprach lebhafter, als es sonst seine Gewohnheit war, bei dieser ersten Zusammenkunft. Er fühlte sich so wohl in dem Gedanken, daß er eine so reizende Cousine habe, und doch war eine Cousine zu heirathen ihm bisher wie eine Schattenseite seines Standes erschienen.

Unmittelbar nachdem er sich entfernt hatte, wollte auch Gräfin Emilie mit einem Handfuß von der Mutter sich verabschieden. Aber Gräfin Ruth hielt ihre Hand fest. „Warte, Emilie, ich habe Dir noch Etwas zu sagen.“

Das Mädchen wurde weiß wie eine Lilie, und ihre Augen schauten groß und fest auf die Mutter, während ihre Lippen sich kräuselten. Es trat eine kleine Pause ein. Ohne noch ein Wort gesprochen zu haben, fühlten beide Frauen, daß ihnen ein Kampf bevorstehe.

„Ich höre, Mama,“ sagte Emilie leise.

„Du weißt,“ begann die Mutter, nicht ohne eine gewisse Berlegenheit, „Du weißt, daß Christian hier angekommen ist, um eine Zeitlang unser Gast zu sein, ehe er die Civilcarrière beginnt. Doch würde er in unserer Einsamkeit vor Langeweile sterben, wenn wir nicht ein wenig Welt sehen oder in die Nachbarschaft fahren würden. Dies kann aber nicht gut geschehen vor ein, zwei Wochen; es hätte sonst den Anschein, als ob wir unsern Cousin produciren wollten gleich einer neuen Krobe. In der Zeit nun, da wir zuerst kleine Villen umhersehen, mußt Du einige Mal mit ihm einen Spazierritt oder eine Fahrt ins Städtchen zu Einkäufen machen — man wird Euch treffen, und die Einladungen machen sich so leichter. Was mich betrifft, so weißt Du, daß ich zu leidend bin. Also mußt Du alle diese Honneurs übernehmen, Emilie. Christian ist mein Patherkind. Mein Gott, wie mich sein Anblick an meinen lieben Bruder erinnert und an tausend Momente der Vergangenheit. Gefällt er Dir?“

„Wer, Mama? Christian?“ fragte Emilie, neben dem Sophtische stehend, die Hand auf ein Album gestützt. „Warum?“

„Warum? Nun, ich frage so, weil ich Christian hübsch, bescheiden, charmant finde!“

Die beiden Frauen beobachteten einander. Gräfin Emilie mußte antworten. Sie sagte: „O gewiß, Mama — er ist doch alles...“

„Aber...?“ fragte die Mutter scharf. „Aber...? Denn Du hast so Etwas auf der Zunge.“

Emilie schaute bei diesen Worten durch das Fenster auf die Gegend hinaus, ohne von ihrer Mutter zurückzutreten. Das Fensterglas war angelaufen, die Gegend sah im Thauwetter trocken aus, und am Himmel ballten sich, vom Sturm gejagt, die grauen, schweren Regenwolken. Emilie empfand es tief und schmerzlich, wie sie in diesem Schlosse und neben ihrer Mutter einsam sei, als auf jener stürmenden, nassen, obdachleeren Heide; und fühlte, daß sie in der Welt, in Palästen, am Hofe, auf Säulen getragen und bewundert und geliebt, sich stets so heimathlos fühlte, werde wie hier — ohne ihn, ohne ihn, den sie liebte. Was war ihr die Heimath, die Freude, der Glanz, die Kunst, die Gesellschaft gegen jenen hellglänzenden Stern: die Liebe! Nur Er noch hielt sie zurück, hinauszueilten und mit ausgebreiteten Armen nach ihm zu rufen in diesem trostlosen Wintersturm: ich Mutter; ihre Mutter, die ihr nie allzuviel Liebe und Wohlgezeigt hatte und welche doch eine gute Mutter gewesen war ihrer vornehmen, feinen Art, besorgt um die Tournüre, das Wohl aussehend, das Lächeln ihrer Tochter, und derselben jede Freude so herzlich gern verschaffend, nachdem sie sie gelehrt hatte, die Freuden zu wählen.

So wandte sich Emilie jetzt mit feuchten Augen, aber immer mit fester Stimme an ihre Mutter; sie sah im Geiste vor sich sein liebes, kühnes Gesicht und fühlte zugleich die Hand ihrer Mutter, die ihr so oft über die glühende Stirn gefahren war in Lieblichkeitsnächten... Mit einem unbeschreiblichen Lächeln, in welchem tausend Gefühle stritten, sagte sie: „O gewiß, Cousin Christian ist lieb und charmant, Mama, und ich kann ihm gut sein von Herzen und ich würde gern Deinen Befehlen gehorchen, wenn...“

„Wenn...?“

„Wenn er nicht — mein Bräutigam werden sollte!“

Die alte Gräfin erhob sich. Sie hatte im Nu begriffen, daß Emilie Alles wisse; das Woher war ihr gleichgiltig.

„Ah, Du weißt also schon, mein Kind?“ sagte sie, mühsam ruhig bleibend. „Ist es Dir unangenehm? Du bist in dem Alter, wo Du heirathen und unsern Namen, damit er nicht eblöche, mit einem anderen vereinigen mußt. Diesen Namen biet Dir Dein schöner, liebenswürdiger, guter Cousin, der heute ja seine Augen in Dir verlor, und ich halte Dich für geistvoll genug, daß Du nicht den albernen Einfall vieler anderen jungen Mädchen haben werdest, den Mann zu hasen, der ihr Gatte werden soll. Was will also Dein „Aber“, meine kleine Emilie?“

„Ich will sagen, Mama, daß ich den Grafen Christian Lahn meinen hübschen, guten und liebenswürdigen Cousin nicht heirathen will.“

Gräfin Ruth's Gesichtszüge nahmen einen sehr scharfen Ausdruck an, und ihr lichtgraues Auge forschte in dem jungen, schönem, trug erdenden Antlitz ihrer Tochter. Dann sprach sie, in ein plötzliches Lächeln übergehend: „So, das erwartete ich. Man seinen Bräutigam nie heirathen. Aber man pflegt doch Gräfin dafür vorzubringen — oder vielmehr, man gewöhnt sich bald daran, glücklich zu werden. Ich weiß das aus Erfahrung. Du willst den Grafen Christian von Lahn nicht heirathen weil...?“

„Weil...“

„Weil Du einen Andern liebst? Ich wüßte aber nicht wer das sein könnte. Unter Deinen Anbetern in der Stadt w Reiner, den man lieben könnte... Ich merke, Du willst gar nicht heirathen! Das ist eine Phase in jedem Mädchenleben — mais o n'y tient pas. Denn eine „alte Verwandte“ willst Du doch nicht werden? Wie denkst Du Dir also Dein ferneres Leben, wenn Du den Grafen Christian ausschlägst, mein liebes Kind?“

„Ich will entweder gar nicht heirathen, Mama, oder einen Mann, den ich genug zu lieben fühle, um ihm gehorchen zu können. Der Graf Christian ist sehr lieb, aber ich weiß, ich würde ihn quälen.“

„Nun, die Unannehmlichkeit wäre da nur für ihn...“

„Glaubst Du, Mama? Ich meine aber, diese Unannehmlichkeit für ihn wäre ein Unglück für mich. Ich will zu einer Gatten aufschauen können.“

Gräfin Ruth betrachtete ihre Tochter mit einem unbeschreiblichen Ausdruck und sie sagte ernst, nicht spottend, fast traurig: „Fräulein von Sernheim, Sie sind so geistreich, so geschickt und liebenswürdig, daß ich Sie bereits für ein erwachsenes Mädchen gehalten habe. Dennoch sind Sie noch nicht über die Kinder einer heimlichen Liebelei hinaus.“

„Aber die...“

„Aber die Kinderei einer heimlichen Liebelei, ja! Man wechselt mit einem Manne Blumen, ein Billet, ein kleines Gefändniß, bloß weil es das erste Mal in unserem Leben ist, wie man es geheim gehalten werden muß. Und man nennt das Deinem Alter Liebe. Aber es ist immer nur der Vorbote der selben. Eine solche Thorheit steckt Dir jetzt im Kopfe und mach Dir Deinen Cousin unerträglich. Graf Karl Baar hat gestern b mir um Deine Hand angehalten.“

Die alte Gräfin hatte diese letzten Worte mit einer rauhen fremd klingenden Stimme herausgestoßen. Sie stand gleichsam drohend, aufgerichtet da, und ihre Hand zitterte, als sie diesel wie anklagend gegen ihre Tochter ausstreckte.

Emilie zuckte zusammen: „Ich weiß es; und Du, Mama, und Du?“

„Ich schlug ihm Deine Hand ab.“

„Meine Hand, und ohne mich... Mit welchem...“ stöhnte Emilie athemlos, doch sich aufrichtend.

„Mit welchem Rechte, willst Du sagen? Oh, eine sonderbare Frage an eine Mutter! Ueber ihr Herz mag die Tochter verfügen, aber das Recht über ihre Hand steht hoffentlich bei den Eltern! Es genüge Dir, daß ich ihn abgewiesen habe. Da wag er es, zu lügen: Du siehst mit ihm im Einverständniß. Du habest ihm die Versicherung gestattet, daß er Dich liebe, und habst dieselbe erwiedert. Er...“

„Wenn er nun nicht gelogen hätte, Mama?“ rief Emilie flammenden Auges und außer sich über die verächtlichen Worte. „Wenn er damit nicht gelogen hätte? Graf Baar ist zu stolz, zu lügen!“

„Es ist also wahr? Du bist mit ihm im Einverständniß?“

„Ja!“ sagte Emilie erdrossend.

„Oh! Ich sagte es ja. Die heimliche Liebeslei! Es ist ein Glück, daß Du nun auch dies überstanden hast. Wenn Graf Karl Baar einen Funken von Delicaterie hat, wird er die Gegend verlassen, da er Dich als die Braut eines Andern weiß.“

„Sie glauben, Mama, daß ich jemals die Gattin Christian's werden würde, aus dem Grunde, weil man mir Karl versagte? Niemals, niemals!“

„Bah!“

„Mutter!“ rief Emilie in Thränen ausbrechend und erfaßte die Hände der alten Dame: „Mutter, das Alles ist ja nicht möglich, nicht wahr! Sie können mich nicht zwingen, meinen Cousin zu heirathen, und Sie werden mich von Karl nicht trennen! Sie wissen nicht, wie ich ihn liebe! O Mutter, ich weiß nicht, ob Sie jemals so geliebt haben, aber ich meine, Sie müßten jetzt mein Herz pochen hören! Mein Gott, was soll ich Ihnen denn noch sagen? Karl hat einen so edlen Namen wie Graf Christian, er ist reich, jung, und ich liebe ihn! Es ist kein Grund da, daß Sie uns trennen, außer Ihrer Abneigung, die doch nur eine Laune sein kann, eine zufällige Antipathie! Kann eine solche Grund sein, daß Sie Ihr Kind unglücklich machen?“

„Darf die Liebe ein Grund sein, seine Mutter unglücklich zu machen?“

„Unglücklich...“

„Ja!“ fuhr die alte Gräfin, ihre beiden Hände fest ineinander pressend, mit der heiseren, fremden Stimme fort. „Du nennst meine Abneigung gegen Karl Baar eine zufällige Antipathie, eine Laune? Doch ich sage Dir, sein Auge thut meiner Seele weh, sein Lächeln zerreißt mir das Herz, seine Stimme, seine Art zu sprechen erfüllen mich mit Zorn und Haß. O! stare mich nicht so an, Kind! Ich bin sonst eine kalte, eine stolze, eine gleichgültig scheinende Frau, nicht wahr? Ich könnte die Liebe nicht fühlen, sagst Du? Aber kannst Du den Haß fühlen? Weißt Du, was das ist, sein Leben lang einen kalten Zorn, einen verhaltenen Groll in seinem Herzen mit sich umher zu schleppen, Tag für Tag, Stunde für Stunde, überall hin, in die laute Welt wie in die stille Einsamkeit, in das Gespräch wie ins Gebet, im Wachen und im halben Traume? Weißt Du, was das heißt, den Gegenstand dieses Grolles und dieses Hasses manchmal auf seinem Wege begegnen und mit demselben einen Gruß wechseln müssen? Diese Gesichte ist die Gräfin Maria Baar. Ich meide die Welt, wo sie glänzt, wo sie von Haus zu Haus, von Soirée zu Soirée flattert; ich meide die Welt und die Stadt und bin zur Menschenfeindin geworden in meinem Groll. Dennoch fügt es sich, daß sie mir manchmal entgegentritt, und wir einen Gruß wechseln müssen. Mir ist dann, als hätte ich Gift auf den Lippen! Der Sohn dieser Frau, der ihre Züge trägt, dessen Auge ihr Auge, und dessen Lächeln ihr Lächeln ist, liebt Dich, und Du liebst ihn! Er sollte Dein Gatte, mein... ha, ha, mein Sohn werden! Ich sollte ihn täglich und stündlich um mich sehen mit seinem verhassten Gesichte! Aber begreifst Du denn nicht, daß das eine Ungeheuerlichkeit wäre, daß mich das zermartern würde? — Begreifst Du jetzt, daß ich nie zugeben kann, daß Du seine Frau wirst? Daß ich eher meinem Glauben entsagen und mein Schloß verbrennen könnte, ehe ich zu dieser Mesalliance meine Einwilligung gebe!“

Die alte Gräfin schweig. Mit blassem Gesicht, krampfhaft geschlossenen Händen stand sie vor ihrer Tochter.

„Mesalliance!“ stieß Emilie hervor. „Mesalliance mit einem Baar? Die Grafen von Baar sind edler, als die Serneime! Mein Großvater selbst hat das gesagt!“

„Ich bestreite das auch nicht!“ rief die alte Gräfin, „aber wenn ich eine Verbindung zwischen Dir und Graf Karl Baar eine Mesalliance nannte, so wußte ich, was ich sprach. — Es gibt auch Mesalliancen des Herzens! Indem Du die Gattin von Karl Baar würdest, machtest Du Dir dies Haus zu einem fremden, und Deine Mutter müßte Dich fliehen!“

„Nein, Mutter, nein, das verstehe ich nicht!“ rief Emilie, und ihre Thränen versiegten, und ihre Arme erhoben sich wie beschwörend. „Wenn ich mich an den Mann klammere, dem mein Herz sich für ewig zu eigen gegeben, so würde ich mich nicht von Dir losreißen, Du würdest es thun, wenn Du mich deshalb verlassen könntest. Ich verlange ja nichts Besseres, als Dir immerdar ein liebevolles, ergebenes Kind zu sein. Aber ich möchte auch glücklich sein — so gern glücklich! Und das, das kann ich nur an seiner Seite sein! O Mutter, warum haffest Du die Gräfin Maria so sehr und in ihr ihren Sohn?“ Emilie sank halb zu den Füßen ihrer Mutter nieder und brach in Thränen aus.

Die alte Gräfin schreckte zusammen wie verwundert. „Das sage ich Dir nie! Das kann ich Dir nicht sagen! Das darf kein Mensch erfahren! Genug, daß es so ist. Vergiß ihn, Emilie!“ Dieser letzte Name klang wie aus gebrochenem Herzen.

„Ich kann nicht, Mutter! Du wirst nicht unerbittlich sein!“ jammerte Emilie athemlos.

„Du mußt!“

„Ich kann es nicht! Ihn vergessen! Aber ich denke ja nur an ihn, ich schwör' es Dir!“

„Ich aber schwöre Dir,“ rief die alte Gräfin mit spröder, harter Stimme, „daß ich unbeugsam bleibe! Daß ich es nicht zugebe, daß er Dein Gatte werde, so lange diese Brust noch einen Athemzug thun kann! Werde Christian's Gattin oder nicht, aber sein Weib — wirst Du nie!“

„Mutter!“ sagte Emilie fast unhörbar, „Mutter, Du könntest mich unglücklich sehen?“

Die Mutter antwortete nicht. Sie wandte sich rasch zum Fenster, daß man ihr nicht ins Antlitz schauen konnte. Es zuckte vielleicht Etwas über ihr Gesicht wie ein voller Lichtstrahl des Mutterherzens. Aber sie wußte, sie dürfe diesem Gefühl nicht nachgeben.

Gräfin Emilie blickte ihrer Mutter nach, mit einem namenlosen Gefühle. Auch ihre Thränen versiegten im brennenden Auge.

Wie die alte Gräfin wieder an ihre Tochter herantrat, schienen Beide wie aus einem Traume erwacht.

„Du weißt nun meinen Entschluß, Emilie,“ sagte die alte Dame. „Und ich hoffe von Dir, daß Du Deinen Cousin nicht durch das Zurschauftragen einer Abneigung beleidigst, welche er nicht verschuldet hat. Du wirst freundlich sein gegen ihn?“

„Ja.“

„Und Du wirst von jenem Manne nicht mehr zu mir sprechen, da es nutzlos Schmerzen macht, Dir und mir?“

„Nein.“

„So ist es gut. Es ist Zeit, daß wir uns zum Diner ankleiden. Ich bitte Dich, sei klug!“ damit neigte sie sich über ihre Tochter und drückte auf ihre Stirn einen langen, zögernden Kuß.

Es war, als wollten ihre Lippen in Emilien's Seele Etwas verlöschen. Aber sie sagte ihr nicht mehr, daß sie den Grafen Karl vergessen solle. Ach, sie wußte vielleicht selbst, daß dies nicht möglich sei.

Gräfin Emilie fühlte diesen Kuß, aber sie hatte keine Empfindung dabei. Es war, als sei Etwas in ihr gestorben. Sie verbeugte sich nur tief und stumm und führte mechanisch die Hand der Mutter an ihren Mund. Das Schloß, ihre Mutter, alle Erinnerungen, ihre ganze Vergangenheit waren wie verweht. Sie sah nur noch ihn auf der weiten Welt.

In seinen Augen war die Liebe, an seiner Seite war das Glück.

Emilie schloß einen Augenblick hindurch die Augen; es war eine Secunde, wo sie ihr Leben gleichsam ihm zu Füßen legte, und alles Andere verwarf.

Nach Tische setzte sich Gräfin Emilie ans Piano im Nebensalon, und Gräfin Ruth hat ihren Messen zu einem Cribbage-Spiel. Während des letzteren verließ Emilie das Piano. Nach drei Partien bemerkte dies ihr Cousin.

„Gräfin Emilie wird nicht musciren?“ fragte er, die Karten wieder mischend. „Sie ist verschwunden.“ Die alte Dame, die es längst bemerkt hatte, benutzte seine Frage, um zu klingeln, und befahl dem eintretenden Diener: „Sehen Sie zu, wo Gräfin Emilie ist, und ersuchen Sie dieselbe —“

Gräfin Emilie, hieß es, habe im Hofe Frau Norbert aus der Meierei getroffen und mit ihr und Sali nach der letzteren sich aufgemacht.

„Es ist gut... Sie sind am Ausspielen, Christian. Geben Sie doch Acht auf das Spiel!“

Gräfin Emilie hatte im Schlosse richtig Frau Norbert vom Meierhose entdeckt, ihre Kapuzenmantille umgeworfen und mit Sali die gute Alte bis zum Gehöft begleitet. Dort ging sie mit ihr in die Wirtschaftsgebäude und verweilte eine Zeit lang in der Milchtube. Dann nahm sie Abschied und machte mit ihrer Jose noch einen Spaziergang nach Favorite hinauf. Sie wußte, daß Graf Karl zu dieser Stunde sie droben erwartete.

„Der Herr Graf ist hier!“ flüsterte Sali freudig, indem sie in der Thüre stehen blieb und ihre junge Gebieterin allein eintreten ließ.

Sali war ein einfaches Mädchen, und ihre Herrin für sie Gesetz, Religion und Liebe zugleich.

Wie Gräfin Emilie und Graf Karl in dieser Stunde sich über die Mittel zur Flucht beriethen, ist Nebensache. Gewiß ist nur, daß Beide sich einander vor Gott unverbrüchliche Treue gelobten. Sie waren in Verzweiflung wie rathlose Kinder im Märchenwalde; und dennoch verlebten sie jetzt, hier, den seligsten Augenblick ihres ganzen Lebens.

Graf Karl, der wilde junge Cavalier, ahnte jetzt, was das sei, eine Ehe aus Liebe! Aber sie muß ja der Himmel sein! dachte er verwirrt vor Glück.

Sie blieben noch eine Weile so. Dann wandte sich Emilie um und drückte die Hand ihrer Begleiterin. Sie lächelte wie verklärt.

[2698]

(Fortsetzung folgt.)

Soldatenlied.

Gebicht von Julius Altmann, comp. von Richard Wuerst.

Allegro con moto.

Es wir - belt die Trom - mel, nun geht's in den Krieg. Wir kön - nen's nicht wen - den, in himm - li - schen Hän - den ruht Tod o - der Sieg.

1. Mä - del, du tau - si - ger Schatz, und wenn ich muß ster - ben, du magst wohl er - wer - ben 'nen bes - se - ren Schatz.
2. Ba - ter, mein viel - bar - ter Hort. Und lieg' ich zer - schla - gen, sie mö - gen dir's sa - gen, du trügst es hin - fort.
3. bo - ren, mein Le - ben und Licht, ach, sterb' ich mit Wun - den - läßt tief du da drunten! Du trü - gest es nicht.

kön - nen's nicht wen - den, in himm - li - schen Hän - den ruht Tod o - der Sieg. Es wir - belt die Trom - mel zu Tod o - der Sieg!

Aug. 1870.
[2689]

Rahel und Goethe.

Es war im Sommer des Jahres 1815. Zwei Damen lustwandeln in erstem Gespräch, wie es die schwere Zeit, der noch-mals ausgebrochene Krieg gegen Napoleon erklärlich machte, auf den schattigen Promenade zwischen Frankfurt a. M. und dem nahen Dorfe Niederrad.

Die eine dieser Damen, traulich von der anderen, jüngeren, Rahel genannt, fällt vor Allem durch die Lebhaftigkeit auf, mit der sie die Unterhaltung leitet. Sie hat wohl einige vierzig Sommer schon gesehen, doch erscheint sie an Figur und Tournaire viel jünger; sie ist zart gebaut, schnell in ihren Bewegungen, und blickt man unter den damals modernen hohen Hut in ihr Antlitz, so überraschen die fast noch kindlichen, doch geistvollen Züge, die hellen, suchenden Augen, die zarte, nervöse Blässe der Wangen, welche lange, dunkle Locken noch mehr hervorheben.

Wenig Menschen waren auf der Promenade; die beiden Damen konnten ungestört ihrer Unterhaltung pflegen. Da kam ein niedriger Halbwagen ihnen langsamsten Schrittes entgegen; ein Herr fuhr vom Bock, drei Damen in Trauer saßen innerhalb. Rahel's Blicke fielen unwillkürlich auf die Vorüberfahrenden. Wie von Schrecken, Freude und Begeisterung erfaßt, schrie sie auf:

„Goethe!“

Und Goethe hörte es und lächelte, und auch die drei Damen konnten sich des Lächelns nicht enthalten, als die beiden Fremden eiligst ihrem Wagen vorausliefen, um wieder umzukehren und ihn noch einmal an sich vorüber zu lassen. Ob Rahel dies zweite Mal wirklich sah, fast könnte man es bezweifeln; denn sie war roth wie Scharlach und dann wieder blaß, als sei ihr eine Ohnmacht nahe. Eifrig lauschte sie, ob nicht ein Wort des Dichters zu vernehmen sei.

„Das ist der Schwan!“ hörte sie Goethe vom Bock herunter zu den Damen sagen, indem er auf ein behagliches Haus an der Straße zeigte.

„Das Wirthshaus,“ erläuterte wonnetrunken Rahel ihrer Freundin; „dort ist er oftmals in früherer Zeit eingekehrt. Er geht heute wallfahrten in seine Jugend — und ich muß es sehen! O, das ist mir lieber, als alles Vorstellen, alles Kennenlernen!“

Sie schien außer sich vor Glück zu sein, hielt an im Gehen und athmete hoch auf, die Freundin umschlingend. Am Ende der Straße verschwand eben der Wagen in einem Fabrikgebäude. Und wie Nichts mehr davon zu sehen, jauchzte sie mit fortwährender Begeisterung in die goldene Abendsonne hinein:

„Er ist hier! Er ist hier, der Mainherr — so nenne ich ihn, Goethen!“

Der Schwärmerin entfielen Thränen der Freude über diese unverhoffte, zufällige Begegnung Dessen, den sie als den ersten Sterblichen bewunderte. Rahel Levin widmete Goethe seit fast einem Vierteljahrhundert diesen begeisterungsvollen Cultus, aber ihn seitdem auch nur einmal wieder zu sehen, zu sprechen, hatte ihr das Geschick nicht gegönnt. Sie war seit Jahrzehnten die gefeierte Königin des Berliner Salonlebens, die von aller literarischen, aristokratischen und geistvollen Gesellschaft dabeistehend verehrte Dame, berühmte in ihrer Art, die Erste, welche einem norddeutschen Salon weithin reichenden Ruf gegeben, die eine ganze Briefwechsel-Literatur heranzubildete; die Freundin des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, die Freundin von Gutz, Genelli, Wilhelm von Humboldt; das ewig jugendliche, sinnige, philosophirende, idealische Mädchen, welches schon der Fünzigst zuschritt, als sie als Frau Barnhagen von Enje eine neue Jugend begann. Wie sie, so schwärmte später Bettina von Arnim für Goethe; aber jene war es, die ihn zuerst mit solcher Begeisterung gefeiert und die es am längsten gethan, in immer gleicher Kraft.

Im Jahre 1795 hatte Goethe sie in Karlsbad kennen gelernt und folgendermaßen charakterisirt: „Ja, es ist ein liebevolles Mädchen; sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Aeußerung; jenes gibt ihr eine hohe Bedeutung, dies macht sie angenehm; jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, und dies, daß diese Originalität liebenswürdig wird, daß sie uns gefällt. Sie ist, so weit ich sie kenne, in jedem Augenblick sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt und doch ruhig — kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte; man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten.“

Wie dies Rahel wieder vernommen, schrieb sie: „Ich hoffe es, ich verdient es nicht. Beinahe möchte ich sagen, ich faß es nicht. Nämlich ich wundere mich so. Wieso kann er wissen, daß ich Empfindungen habe? Niemandem hab' ich mich in meinem Leben weniger in irgend einer Art zeigen können, als ihm. Durch Zeitumstände und Menschen, liebe Menschen. Doch schweigen wir davon ... Er ist Goethe. Und was ihm scheint, und er sagt, ist wahr. Von mir selbst glaub' ich ihm. Wenn Sie ihn sehen, so grüßen Sie ihn von dem Menschen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn Niemand rühmte, verstände, bewunderte. Und wenn er sich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anscheinende Extravagance sagen ließe, so sollt' er's nicht thun und lieber bewundern, daß sie ihn so respectirte, daß es einen Respect gäbe, der sie allein zurückhielt, es ihm nicht zu sagen. ... Ja, ja, ich bet' ihn an.“

Welche Stürme auch durch die Welt gerauscht und Denken und Empfinden seit dem Anfang des Jahrhunderts verändert, nach wie vor empfand Rahel mit Goethe's Worten, sie dachte wie er und fühlte wie er; für sie war Welt und Licht, Natur und Geschichte, die Menschen und das Leben dasselbe, was sie für Goethe waren; er bildete für sie den Vereinigungspunkt „alles dessen, was Mensch heißen kann und will.“

Goethe hatte sie, die er nur als junges Mädchen und flüchtig gesehen, auf dem Wege von Niederrad schwerlich erkannt. Aber als er in Frankfurt hörte, daß sie da sei, ahnte er, daß sie es gewesen, die ihre Bewunderung für ihn so drastisch an den Tag gelegt. Ein paar Tage nachher, früh Morgens schon in der neunten Stunde, überraschte Rahel die Anmeldung eines Herrn, der ihr seine Aufmerksamkeit zu machen wünschte. Die alte Dore, ihre ererbte Dienerin, erklärte, dieser Herr sei sehr fein, sehr vornehm, schon bejahrt, man müsse ihn empfangen.

„Kein Vot?“ fragt Rahel, die beim Zähneputzen war, in rothen Flanellen, völlig im Morgenmüßigg.

„Nein, Fräulein. Ein Herr.“

„Ei, so frage, wer er ist?“

Die alte Dore trippelt weg und kommt dann wieder mit einer Karte.

„Der Herr wird ein wenig warten,“ berichtet sie dabei, indem sie die Karte überreicht.

Rahel lieft: es ist Goethe, der sie besucht. Ihr Kopf brennt, ihr Blut kocht in die Wangen. Sie bezieht Dies, sie bezieht Jenes, Alles confuse durcheinander, knüpft sich dabei haspelnd einen Ueberrock zu und dann stürmt sie ins andere Zimmer, wo Seine Excellenz Geheimrath Goethe ihrer wartet. Vor Glück, vor Freude ließ sie ihn kaum sprechen, und er nahm ihre Huldigungen in dieser schönen Verwirrung ihres Seins mit der ihm eigenen vornehmen Lifance hin. Sie wollte ihm Alles sagen und in der hastigen Thätigkeit des Denkens sprach sie weniger, als sie sich vorgenommen, und als der kurze Besuch zu Ende war, Goethe wieder ging, da fühlte sie, daß sie noch das Herz voll habe, und daß nur allzusehnlich dies glückliche Begegniß vorübergerauscht.

Doch schwelgte sie nachher noch in dieser Glückseligkeit; denn Goethe, der fast Niemand empfing und besuchte während dieser Tage seines Aufenthalts in der Vaterstadt, hatte ihr eine besondere Auszeichnung bereitet. Ihr war, als könne Keiner auf Erden sie mehr ehren, ihr von ihrer Ehre mehr bringen. „Nun will ich Dir,“ schrieb sie in diesem Rausch an Barnhagen, „wie Prinz Louis mir, sagen: Nun bin ich bei Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr werth: Goethe war bei mir!“

[2506]

Schmidt-Weisenfels.

Auflösung des Rebus Seite 346.
„Sonnenuhren zeigen nur heit're Stunden.“

Auflösung des Räthfels Seite 346.
„Zeit.“

Räthsel.

Wer mich nicht hat und nicht gefällt, der trägt allein die Schuld;
Wer auf mir steht, der bleibe still und habe hübsch Geduld.

[2705]

E. S.

Correspondenz.

W. v. C. Posen. Um die Gypsüste zu reinigen, müssen Sie dieselbe mittelst eines Pinsels mit recht starkem Kleister (Stärkekleister) überziehen und diesen dann in der Sonne oder in einem warmen Zimmer abtrocknen lassen; er nimmt so alle Staub- und Schmutztheile in sich auf, blättert endlich aber von selbst ab. Etwa noch haftende Theilchen löst man leicht mit einem Messerchen.

A. S. Ein Auffärben in derselben Farbe würde die Fiedle in dem hellblauen Seidenzeuge noch nicht verschwinden machen, lassen Sie das Kleid also braun oder schwarz färben.

W. K. in Ulm. Legen Sie eine Filzsohle in den Schuh, in welche an der entsprechenden Stelle ein Loch von der Größe des Leichdorns geschnitten ist.

Verheirathete des Bazar in Wien (Schottenring). Sowohl Lack wie Lackfarbe und Wachs werden durch Verreiben des Fußbodens mechanisch nach und nach abgerieben; eine Beize oder dergleichen, die Sie sich als ersten Anstrich denken, könnte daher in keinem Falle die Abmischung des Anstriches verhindern. Tragen Sie nur Sorge, daß der Ueberzug von guter Qualität ist, und der Arbeiter seine Sache versteht, denn freilich gibt es im Handel sehr viel schlechte Fußboden-Lacke und Lackfarben. In Berlin erhalten Sie z. B. bei Christoph, Ecke der Friedrichs- und Mittelstraße, guten Fußboden-Lack.

Nöschchen im Voigtlande. Auch uns ist die Auflösung von Quecksilberjodid als Vertilgungsmittel gelber Hautflecke und Sommerprossen wohl bekannt; wenn wir dieselbe unseren Lesern nicht empfehlen, so geschieht es darum, weil sie, wie viele andere Mittel gegen Sommerprossen, doch nur momentan wirkt, und eine fortgesetzte Anwendung des (sehr giftigen) Quecksilberjodids nicht ohne schädliche Folgen für die Haut wie für die Gesundheit überhaupt ist. — Das Waschen der Gesichtshaut mit Franzbranntwein kann niemals gelbe Flecke verursachen. — Beim Auftreten starker Kopfschüttungen (Schünnen) kann ein Pilz mit die Ursache des Haaransfalls sein, und auch in diesem Fall wirkt Franzbranntwein, als Tödtungsmittel des Pilzes nämlich. Ein Zusatz von etwas Kampher und Thymianöl beschleunigt die Wirkung.

W. Z. in Prz. (Galizien). Wasserstoffsuperoxyd (nicht Sauerstoffsuperoxyd) erhalten Sie in Berlin bei Schering, in Wien wahrscheinlich bei A. Moll, Tuchlauben.

Siebenzehnjährige Abonnentin in M. Von Narben herrührende werke Flecke in der Haut lassen sich nicht fortzuschaffen. Eine Schminke, welche Quecksilber enthält, ist uns unbekannt; unter allen Umständen wäre dieselbe der Gesundheit höchst nachtheilig.

W. K. in M. bei L. Flecke von Tannin (Gerbstoff) in Weizenklein bestreut man mit Weinstein säure und hält sie 24 Stunden lang feucht; schließlich wäscht man sie in reinem Wasser aus. Flecke von Eisenoxid in Steinwand betupft man zuerst mit einer Mischung aus gleichen Theilen Salzsäure und Wasser, danach bringt man Schwefelammonium (aus der Apotheke) auf die Flecke. Sie erscheinen nun schwarzlichgrün, eine Farbe, die durch nochmaliges Betupfen mit Salzsäure ganz verschwindet. Wenn nöthig, wiederholt man diese Operation und spült schließlich gut in weichem Wasser aus.

Emmy aus Wien. Sie leben an Buttermuth und werden Ihren Arzt bitten müssen, daß er Ihnen den Gebrauch von eisenhaltigen Mitteln verschreibt. Leicht verdaulich und von nicht unangenehmem Geschmack sind z. B. das Malzextract mit Eisen von C. Schering in Berlin oder die Eisenpillsen von Schür in Stettin; beide enthalten das Eisen in Form von Eisensaccharat (Eisenzucker).

Junge Frau in Naab. Die Möbel sind von vornherein schlecht polirt gewesen. Sie müssen dieselben täglich mit einem trocknen Lappen abwischen, einmal wöchentlich aber mit einem leicht mit Wachs bestrichenen Lappen abreiben und mit einem Leberlappen nachpoliren. — Behaarungsmittel für einzelne Stellen des Kopfes gibt es nicht. — Fettflecke lassen sich aus Alpaca mit Benzol fortzuschaffen.

A. Z. in Böhmen. Das Herausziehen der einzelnen Haare mittelst eines Zängelchens ist mühsam und schmerzhaft; wir rathen also auch Ihnen den Gebrauch des von uns wiederholt empfohlenen Pflöthron.

Langjährige Abonnentin in M. Ein Specialarzt für Halsleiden ist Sanitätsrath Tobold in Berlin.

W. in Mecklenburg. Die Sturzenegger'sche Bruchsalbe besteht aus Schweinefett mit etwas Harz vermischt, wird zu enorm hohem Preise verkauft und ist gänzlich nutzlos; jeder Arzt wird Ihnen erklären können, warum diese Leiden durch Salben allein niemals mehr geheilt werden können.

Langjährige Abonnentin in Guben. Wir rathen zu einem weißen Talma, wie wir solche mit Abbildung 38 auf Seite 24 und Abbildung 67 auf Seite 27 dieses Jahrg. brachten.

W. A. in Bl. bei G. (Böhmen). So bald als möglich.

M. B. Eine derartige Nachtlade finden Sie in Abbildung 29 auf Seite 287 dieses Jahrg.

Th. W. in G. Wir können von Ihrem Anerbieten leider keinen Gebrauch machen.

K. W. v. G. Ein schwarzes Sammetkleid, zum Promenadenanzug arrangirt, dürfte sich wohl für die Toilette junger Damen eignen, und ebenso ein weißer Pelz dazu passend sein. Der Anzug ist nach einem der von uns neuerdings gegebenen Promenadenanzüge herzustellen.

Frieda W. in Fulda. Man verzert Promenadenanzüge von schwarzem Sammet mit Passementerarbeit, Spitze, Grosgrain oder Pelz.

D. D. in M. Ihre Wünsche werden so bald als möglich erfüllt werden.

H. Th. in G. Benutzen Sie den zu Abbildung Nr. 37 auf Seite 335 gehörigen Rockschnitt, doch nehmen Sie statt einer Bahn hinten zwei

Bahnen und verlängern Sie genügend die Seiten- sowie auch die hinteren Bahnen. Leichte Seidenstoffe werden mit weichem Gazefutter versehen.

Margarethe. Ein solcher Krage kann bei den erwähnten Gelegenheiten getragen werden, doch wäre derselbe auch, falls der Hermelin ausreicht zum Besatz einer (ansichtlichen oder sackförmigen) Sammetjacke zu verwenden. Eine Muffe, nur aus Pelz angefertigt, ist moderner, als ein Sammetmuffe mit Pelzgarantur.

M. Sp. Die gewünschten Muster nächstens.

Langjährige Abonnentin. Sobald es in unser Macht steht. Vielleicht wählen Sie das mit Abbildung Nr. 44 auf Seite 110 dieses Jahrg. gegebene Dessin.

W. in T. Sie finden Nachtladenmuster unter den Abbildungen Nr. 39 und auf Seite 302 und 303 dieses Jahrg. Die Erfüllung der übrigen Wünsche nächstens.

La petite Polonaise. Wir werden bald ein solches Muster bringen. Es läßt sich empfehlen für Ihren Abbildung Nr. 2 auf Seite 70 des Jahrg. 1869. Sie können dies Dessin, je nach Wunsch, auch auf Tüll anführen.

Warme Verehrerin des Bazar. Nehmen Sie eins unserer neuerdings erschienenen Costime zum Muster.

Mehrere Abonnentinnen in Berlin. Derartige Seidenfasern dienen zur Herstellung gewebter Strümpfe, Unterjacken, Deden u. s. w.; jede Weberei wird Ihnen dies besorgen. Der Mull ist anzuflechten und dann in einem heißen Eisen zu plätten.

Elisabeth v. S. auf K. Eine reiche Auswahl Paletots enthalten die Seiten 318 und 19 dieses Jahrg.

S. vom Schlosse. Benutzen Sie das Haar Abends vor dem Einweichen mit Juckerwasser.

L. A. in M. Der gewünschte Hut nächstens.

M. v. W. Wien. Das Tuch, das Sie im Bazar abgebildet haben, läßt sich leicht vergrößern. Doch werden wir demnachst auch ein Tuch, das Sie es wünschen, bringen. Ebenso verschiedene Knabenanzüge.

C. Sch. Vergrößern Sie den Regenmantel Abbildung 55, Seite 111 die Jahrg. nach Erforderniß.

S. G. in L. Für Wittwen sind in den meisten deutschen Ländern Orangeblüthenkränze, doch ohne Schleier, zur Trauung gebräuchlich. Wir schicken ein weißes oder anderes hellfarbiges Seidenkleid vor.

C. in Neu-Sch. Ob die W. W. Eisenbahn-Stamm-Actien dadurch, daß die Gesellschaft eine neue Anleihe aufnimmt, an Werth verloren haben oder künftighin verlieren könnten, ist schwer zu sagen. Einerseits ist selbstverständlich jede neue Anleihe das Vermögen der Gesellschaft herabzusetzen; andererseits kommt es aber sehr darauf an, zu welchem Zweck in welcher Weise und mit welchem Erfolge das angenommene Capital verwandt wird. Schlägt die Operation, welche die Gesellschaft vornimmt, die neuen Anleihe auszuführen beabsichtigt, gut aus, so können Actien sogar noch im Course steigen, tann die Dividende in Zukunft noch höher ausfallen. Ihre eigentliche Frage bestimmt zu beantworten ist also nicht gut möglich. Aber Eins können wir Ihnen genau sagen: Eisenbahn-Stamm-Actien gehören ihrer Natur nach zu den Speculationspapieren, sind an und für sich keine Papiere, denen man, wie Sie schreiben, keine mühselig erworbenene Sparsumme anlegen darf. Als Inhaber solcher Actien sind Sie Mitbesitzerin betreffenden Bahn und am Gewinn, aber auch an allen Verlusten derselben auf Höhe Ihrer Actien theilhaftig. Macht die Gesellschaft schlechte Geschäfte, so können Sie unter Umständen nicht nur gar keine Dividende erhalten, sondern auch die Zinsen und das Capital dazu verlieren; denn aus den Erträgen einer Bahn werden vorab die Betriebs- und Unterhaltungskosten bestritten, ferner die Zinsen der Anleihe bezahlt und dann erst aus dem etwaigen Ueberschuß eine Dividende unter Stamm-Actionären vertheilt. Weit sicherer, als Eisenbahn-Stamm-Actien, und möglichst sichere Papiere überhaupt sind die sogenannten Eisenbahn-Prioritäten, deren Inhaber Gläubiger der Bahn sind in Hinblick der Zinsen wie des Capitals ein unbedingtes Vorkommen vor den Stamm-Actionären genießen. Ebenfalls werfen Eisenbahn-Prioritäten auch nur einen mäßigen Zinsfuß, selten über fünf Proc. ab; während Eisenbahn-Stamm-Actien, wie Sie aus eigener Erfahrung wissen werden, eine Dividende zu gewöhnen pflegen, die sich erheblich höher stellt. Ueberhaupt liegt es auf der Hand, daß mit der großen Sicherheit der Zinsfuß sinkt. Die sichersten Papiere, und die sich Ihre Verhältnisse allein eignen, sind die sogenannten „Inländische Fonds“, also Anleihen deutscher Staaten, Pfandbriefe und Obligationen von Gemeinden, Kreis- und Provinzialverbänden, die auch Zeit schwerer Kriegen und großer Calamitäten ihren Werth möglichst haupen, und auf welche selbst dann Staats- und Privatbanken am meisten Vorzüge gewähren. — Dies ist unser Rath. Wenn Sie also wie Sie schreiben, durchaus wieder Eisenbahn-Actien kaufen wollen, da man wenigstens hierin ohne Controle verfügen kann (ein Ausdruck, den wir gar nicht verstehen) — so werden Sie sich immer ein großes Risiko gefaßt halten müssen.

N. B. in Ghs. Zur Entfernung von Fettflecken aus Holz, Papier u. dergl. m. dient besonders der präparirte heftige fiedelnde Thon Dr. Wiederhold in Cassel.

Trene Verehrerin des Bazar. Bazar 1869, Seite 298.

W. de H. Bazar 1870, Seite 330.

Georgine G. Wien. Bazar 1869, Seite 52.

Auise H. in Ungarn. Wir empfehlen Ihnen die Ritherschule Rithervirtuosen Albert in Berlin (durch jede Musikalienhandlung beziehen).

Margarethe vom Lande. Eine unschädliche reine Schminke für die Hände erhalten Sie durch Mischen von 3 Theilen feinstem Schleimtreibe, 1 Theil feinstem Talpuder, 1 Theil Reismehl und 1 Theil Zinkblumen; jeder Apotheker übrigens fertigt dieselbe an.

Minerva. Verrostete (patinirte) Kupfermünzen darf man nicht mit Säure reinigen wollen, sondern man entfernt den auflösenden Rest vorsichtig, unter Berücksichtigung des Präges, mit dem Gemisch. Freilich gebt dazu eine feste Hand, Zeit und eine ziemliche Kenntniß der betreffenden Münze. Silbermünzen reinigt man mittelst einer weichen Bürste, Cremor tartari und Wasser, worauf man mit feinstem Poliroth nachputzt.

Louise in Bremen. Delfarbenerflecke in grauem Wollenstoff tupft man zuerst mit Del, damit die Delfarbe erweicht, und bringt dann mit Benzol oder Auflegen einer Pasta aus Thon und Borax; Dintenflecke aus demselben Stoffe zu entfernen ist schwerer, weil wahrscheinlich die Farbe des Stoffes dabei leidet wird, auch ist es zuvor nöthig, zu wissen, ob die Flecke von Eisen-Auflösung herrühren.

M. B. Recept zur Rindermarkpromade: 8 Loth Rindermark, 1 Loth auf dem Marienbade (Wasserbade) ausgelassen, durch ein Tuch feilt und mit 1 Loth fettem Jasminöl, sowie unter beständigem Rühren nach und nach noch mit 2 Loth Rosenwasser, in welchem ein 1/2 Loth Borax aufgelöst wurde, gemischt. Man rührt so lange, die Masse erstarrt ist. Genügt das Parfüm nicht, so kann man 2 Tropfen Bittermandelöl und 4 Tropfen Rosenöl hinzufügen.

Stundensblume. Einreiben mit Anisöl in Spiritus gelöst oder mit fettenpulvertinctur.

S. Z. in W. Guttapercha-Leinwand erhalten Sie u. A. bei Robert und Reimann in Berlin, Friedrichstraße. Die eingetragene Probe von Gummi-Leinwand ist aber auch für jeden Zweck verwendbar.

Almine in St. Sie brauchen daraus Nichts für Ihre Gesundheit befürchten.

Gärtnerin in B. Zur Vermehrung der Gummi-Bäume durch Zimmerkultur ist folgende Methode die geeignetste: man schneidet März oder April Triebe mit 4-6 Blättern von Mutterstock, entfernt die unteren beiden Blätter, läßt die Triebe einige Tage zum trocknen liegen und steckt sie dann in mit Regenwasser gefüllte Wasserflaschen, derartig, daß die Schnittfläche 1-2 Zoll tief im Wasser stehen kommt. Dem Wasser fügt man, damit es nicht faule, et Holzstöße hinzu und verpicht die Flaschenöffnungen mit Baumwolle. Die Flaschen selbst stellt man dann ans Fenster; nach einigen Wochen zeigen sich Wurzeln, worauf die Triebe in die für sie geeignete Erde pflanzt und mit den Töpfen wieder ans Fenster gestellt werden.

Notiz.

Wir haben den Abonnentinnen unserer Zeitung die Anzeige zu machen, daß die bisherige Erscheinungsweise des Bazar, nach welcher die betreffenden Nummern stets circa vier Wochen voraus datirt wurden (so daß beispielsweise die am 1. December expedirte Nummer den Datum 1. Januar trug) mit dem Beginn des neuen Jahrgangs geändert wird und von da ab Nummer an dem Datum zur Expedition kommt, welcher ihr beigebrückt. Um dies zu ermöglichen, sind wir gezwungen, die zwölf Nummern laufenden vierten Quartals theilweise in etwas längerer als wöchentlich Freisendungen erscheinen zu lassen. Vom 1. Januar ab wird also Bazar pünktlich an dem Datum expedirt werden, welchen die betreffende Nummer anzeigt.

Berlin, 1. November 1870.

Die Expedition des Bazar